

## Reichtum der Sprache



Helmut Henne

# Reichtum der Sprache

Studien zur Germanistik und Linguistik

Herausgegeben von  
Jörg Kilian und Iris Forster

Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 2006



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN-13: 978-3-484-73065-6      ISBN-10: 3-484-73065-X

© Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2006  
Ein Unternehmen der K. G. Saur Verlag GmbH, München  
<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.  
Druck: Laupp & Goebel GmbH, Nehren  
Einband: Buchbinderei Klotz, Jettingen-Scheppach

# Inhalt

Vorwort.....	VII
--------------	-----

## I. Semantik und Lexikographie

Deutsche Lexikographie und Sprachnorm im 17. und 18. Jahrhundert (1968).....	3
Prinzipien einsprachiger Lexikographie (1976).....	38
Nachdenken über Wörterbücher: Historische Erfahrungen (1977).....	57
Johann Christoph Adelung – Leitbild und Stein des Anstoßes. Zur Konstitutionsproblematik gegenwartsbezogener Sprachforschung (1984).....	89
„Mein bruder ist in einigen dingen [...] abgewichen“. Wilhelm Grimms Wörterbucharbeit (1985).....	101
Hermann Pauls Theorie und Praxis der Bedeutungserklärung. Ein Werkstattbericht (1987).....	113
Ein erweiterter Rahmen für die lexikalische Semantik. Am Beispiel von <i>Nebel</i> und anderen undurchsichtigen Dingen (1994).....	122
Das Eigene im Fremden. Vom semantischen Stellenwert der Wörter (1996).....	132
Braunschweigische Wörterbuchwerkstatt – Joachim Heinrich Campe und sein(e) Mitarbeiter (1996).....	139

## II. Gruppensprachen – gestern, heute, morgen

Jugendsprache und Jugendgespräche (1981).....	155
Zur Sprache der Jugend im Wandervogel. Ein unbekanntes Kapitel deutscher Sprachgeschichte (1981).....	168
Jugend und ihre Sprache (1984).....	183
Historische Studenten- und Schülersprache – heute (1984).....	198
Nachwort [zu: Friedrich Kluge: Rotwelsch] (1987).....	227
Jugend, Sprache und Innovation (1996).....	235

## III. Linguistik des Gesprächs

Gesprächsanalyse. Aspekte einer pragmatischen Sprachwissenschaft (1977).....	247
Gesprächswörter. Für eine Erweiterung der Wortarten (1978).....	264

Die Rolle des Hörers im Gespräch (1979) .....	270
Probleme einer historischen Gesprächsanalyse. Zur Rekonstruktion gesprochener Sprache im 18. Jahrhundert (1980) .....	283
Gegensprechanlagen. Literarische Dialoge (Botho Strauß) und linguistische Gesprächsanalyse (1984) .....	296
Zur historischen und literarischen Dimension der Gesprächsforschung (1994) .....	314

#### IV. Sprachgeschichte und literarische Linguistik

Das Problem des Meißnischen Deutsch oder „Was ist Hochdeutsch“ im 18. Jahrhundert (1968) .....	327
Innere Mehrsprachigkeit im späten 18. Jahrhundert. Argumente für eine pragmatische Sprachgeschichte (1985) .....	346
Literatursprache – Normen wider die Norm. Arno Schmidts „Stürenburg-Geschichten“ in der Zeitung (1986) .....	361
Armut oder Fülle? Sprache im technischen Zeitalter (1988) .....	374
Literaten als Chronisten der Sprache. Am Beispiel von Arno Schmidt und Botho Strauß (1993) .....	384
Von der Sprachkritik lernen. Rede zum Fritz-Mauthner-Tag 1997 (1998) .....	393
Lebensfahrt. Arno Schmidts „Rollende Nacht“ (2003) .....	403
Von Bächen, Küsten und Tintenfischen. Morgenstern-Etude (2003) .....	410
Nachweis der Erstveröffentlichungen .....	419

## Vorwort

Der vorliegende Band versammelt 29 ausgewählte Studien von Helmut Henne aus den Jahren 1968 bis 2003, die sich dem Reichtum der Sprache aus verschiedenen Richtungen nähern: Da ist einmal der semantische Reichtum der Sprache, wie er *lexikologisch* gefasst und *lexikographisch* eingeholt wird; da ist, sodann, auf dem Weg vom Wort zum Text in Funktion, der historisch gewachsene Reichtum der Gruppensprachen, vornehmlich der gegen die Standardnormen rebellierende Reichtum der Jugendsprache(n), der *varietätenlinguistisch* zu (be)greifen ist; da ist, drittens, weiter schreitend vom Text zum Dialog, der Reichtum des Gesprächs, der *sprachpragmatisch* im Rahmen einer historisch gesättigten Gesprächsanalyse umgrenzt wird; und da ist schließlich der literarische Reichtum der Sprache, der, sprachreflexiv, sprachbewusst und vor allem *sprachkritisch*, die Sprache formt und das Wort im Text und diesen im Dialog *aufhebt*.

Lexikologie und Lexikographie, Varietätenlinguistik, Sprachpragmatik und Sprachkritik sind Disziplinen der modernen Germanistischen Linguistik oder sollen es – wie im Falle der Sprachkritik – erst noch werden. Die moderne Germanistische Linguistik ist noch nicht sehr alt; es gibt sie erst seit gut dreißig Jahren. Im Jahr 1969 fragte Peter von Polenz „Gibt es eine germanistische Linguistik?“, und er antwortete auf diese Frage noch etwas verhalten: „Germanistische Linguistik kann also nicht viel mehr sein als eine Angewandte Linguistik. Aber es muß sie geben um der Reform des Deutschunterrichts willen, und es wird sie geben [...], wenn sie in Studium, Lehre und Forschung aus beschränkenden Bindungen an Altgermanistik, Literaturgeschichte und Philologie befreit wird und sich nach anderen systematischen Wissenschaftsdisziplinen hin öffnet.“ (in: Jürgen Kolbe [Hrsg.]: *Ansichten einer künftigen Germanistik*, München 1969, 149–168, Zitat 163).

Heute gibt es, wie man weiß, die *Germanistische Linguistik*. Der Durchsetzung ihres Namens im wissenschaftlichen Diskurs wie auch im institutionellen Gefüge der Universitäten hat Helmut Henne wesentliche Impulse gegeben – als Professor für „*Germanistische Linguistik* und Philologie“ (so die *Venia legendi* aus dem Jahr 1970) und als Mitbegründer und Mitherausgeber u.a. der „*Zeitschrift für Germanistische Linguistik*“ (ZGL; 1973ff.), der „*Reihe Germanistische Linguistik*“ (RGL; 1975ff.) und des „*Lexikons der Germanistischen Linguistik*“ (LGL; <sup>1</sup>1973, <sup>2</sup>1980). Dabei hat er, anderes als von Polenz es forderte, diese neue Germanistische Linguistik nicht im engeren Sinne „aus beschränkenden Bindungen an Altgermanistik, Literaturgeschichte und Philologie befreit“, sondern er hat die Germanistische Linguistik zu einer Grundlagenwissenschaft von Altgermanistik, Literaturgeschichte und Philologie gemacht, und diese damit gleichsam zu Anwendungsaspekten der Germanistischen Linguistik. Nicht zuletzt aus dieser Perspektive ist die Germanistische Linguistik wohl auch An-

gewandte Linguistik, aber sie ist darüber hinaus denn doch „viel mehr“ geworden, und zwar auch „um der Reform des Deutschunterrichts willen“.

Auf den vier genannten Arbeitsfeldern der Germanistischen Linguistik wird in den vier Kapiteln des Bandes der Reichtum der Sprache entfaltet: „Semantik und Lexikographie“, „Gruppensprachen – gestern, heute, morgen“, „Linguistik des Gesprächs“ sowie „Sprachgeschichte und literarische Linguistik“. Die vier Richtungen werden dabei auch im Rahmen ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung beleuchtet. Die versammelten Studien binden somit die Geschichte des Fachs ein, spiegeln sie und weisen zugleich in die Zukunft – etwa im Bereich der kognitiven Semantik und der Hypertext-Lexikographie, der Varietätenlinguistik und der Angewandten Dialogforschung, der philologisch beschlagenen und linguistisch begründeten Sprachkritik.

Der Band bietet eine Auswahl aus den Schriften Helmut Hennes. Über sein gesamtes wissenschaftliches Schrifttum bis zum Jahr 2001 informiert das Schriftenverzeichnis in der Festschrift zu seinem 65. Geburtstag (A. Burkhardt / D. Cherubim [Hrsg.]: *Sprache im Leben der Zeit* [...], Tübingen 2001, 493–505). Für die Drucklegung wurden die hier ausgewählten Texte neu gesetzt; offenkundige Druckfehler der Vorlagen wurden dabei stillschweigend korrigiert, einige Diakritika wurden vereinheitlicht, einige Abbildungen aus satztechnischen Gründen anders platziert. Darüber hinaus haben wir in die Texte jedoch nicht eingegriffen, und zwar auch dort nicht, wo es ohne philologische Bedenken möglich gewesen wäre, etwa bei einer Vereinheitlichung der Formen von Fußnotentexten, Literaturangaben im Text und Literaturverzeichnissen. Deren Verschiedenheit erzählt auch ein Kapitel Wissenschaftsgeschichte.

Insofern wir die Auswahl der Texte auch vor dem Hintergrund getroffen haben, dass wir – um Odo Marquardts griffige Formel zu variieren – der Zukunft des Faches *Germanistische Linguistik* die Herkunft beigesellen wollen, versammelt unser Band nicht lediglich „Kleine Schriften“ im engeren und üblichen Sinn dieser Sammelbandbenennung. „Kleine Schriften“ blicken aus der Gegenwart zurück, die hier versammelten „Studien“ blicken aus der (Wissenschafts)geschichte nach vorn. „Kleine Schriften“ sind Marken eines zurückgelegten Weges; die folgenden „Studien“ hingegen verstehen wir als Wegbereiter, Wegweiser und Schrittmacher der *Germanistischen Linguistik* – „gestern, heute, morgen“, wie es im Titel des 2. Kapitels heißt. „Kleine Schriften“ sind Denkmäler, oft Ehrfurcht gebietend, nicht selten erhaben; die „Studien“ dagegen locken zur Kritik, sind Impulse und zugleich Stachel, wollen nicht wohlwollend zur Kenntnis genommen werden, sondern als Anrede auf Erwiderung stoßen.

Helmut Henne zum 70. Geburtstag.

Heidelberg/Braunschweig, im Frühjahr 2006

J. K./I. F.

# I. Semantik und Lexikographie



# Deutsche Lexikographie und Sprachnorm im 17. und 18. Jahrhundert

## I. Zum Forschungsstand

Im Jahre 1745 sprechen Bodmer und Breitinger von „gantzen Banden [...], welche die Sprache, die Grammatik und die Wörter, zur vornehmsten Absicht ihrer vereinigten Bemühungen genommen haben [...]“<sup>1</sup>. Was diese „Banden“ hervorgebracht haben, hat für die Grammatik in Max Hermann Jellineks „Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adellung“<sup>2</sup> eine wissenschaftliche Aufbereitung gefunden. Mit dem Hinweis auf die Vortrefflichkeit dieses Buches wird oft verbunden, daß ein ähnliches Standardwerk für die Lexikographie fehle. Das ist hier zu wiederholen. Als erster hatte Johann Leonhard Frisch deutsche Wörterbücher zum Gegenstand einer kleinen Monographie gemacht. Er handelte in einem Programm des (Berliner) „Grauen Klosters“ von 1739 „De primis in Germania typis editis lexicis Germanicis“<sup>3</sup>. Hier beschrieb er einige gedruckte Glossare des späten 15. und des 16. Jahrhunderts mit Sachkenntnis: u. a. das Glossar von 1482 bei Zeninger in Nürnberg, das von Dasypodius, Erasmus Alberus und Josua Maaler (Pictorius). Der Vorgänger Jellineks in der Historiographie der Grammatik, Elias Caspar Reichard, gab seinem „Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst“ von 1747 auch einen kurzen Abriß der Geschichte der deutschen Wörterbücher und Glossare bei<sup>4</sup>. Auch Gottsched bemühte sich, die historische Entwicklung der deutschen Lexikographie zu verfolgen. In den von ihm herausgegebenen Zeitschriften würdigte er frühere lexikographische Versuche<sup>5</sup>. Jacob Grimm gab dann 1854 in der Vorrede zum ersten Band seines „Deutschen Wörterbuchs“ einen kurzen Bericht von der Arbeit seiner Vorgänger<sup>6</sup>, den Rudolf Hildebrand 1873 in der Vorrede zum 5. Band vertiefte: Die „vorgesichte von Grimms

---

<sup>1</sup> In: Opitzens von Boberfeld Gedichte [...] Zürich 1745, S. 167.

<sup>2</sup> 2 Halbbde. Heidelberg 1913/14.

<sup>3</sup> Berolini 1739. Herr Dr. Gerhardt Powitz, Frankfurt/M., hatte die Freundlichkeit, mir eine Xeroxgraphie seiner Photokopie des Originals aus der Bibliothek des Berliner Gymnasiums zum „Grauen Kloster“ zu überlassen.

<sup>4</sup> Hamburg 1747, S. 293–499. Die Geschichte der deutschen Sprachkunst, nach neuem Sprachgebrauch: der Grammatik, wird im allgemeinen zu wenig beachtet. M. H. Jellinek bezeichnet Reichard ausdrücklich als seinen „Vorgänger“. Vgl. Jellinek, 1. Halbbd., S. VII.

<sup>5</sup> Vgl. Hans Lachmann, Gottscheds Bedeutung für die Geschichte der deutschen Philologie. Diss. Greifswald 1931. Der Ort der Publikation sind vor allem seine „Beyträge zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“. Leipzig 1732–1744. Siehe Lachmann, a.a.O., S. 86.

<sup>6</sup> Auch abgedruckt in: Kleinere Schriften. Bd. VIII, S. 302–386. Jetzt auch als Sonderausgabe der Wiss. Buchgesellschaft Darmstadt 1961 (Libelli. 52). – Auf die Vorworte der früheren Wörterbücher, die teilweise – mit wechselndem Erfolg – die Arbeiten ihrer Vorgänger würdigen, kann hier nur pauschal verwiesen werden.

wörterbuch im 17. und 18. Jahrhundert“ interessierte ihn<sup>7</sup>. Zuvor hatte Rudolf von Raumer 1870 einige Materialien zur historischen Lexikographie des Deutschen in seiner „Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland“<sup>8</sup>, erarbeitet, und danach gab Matthias von Lexer in einer Würzburger Rektoratsrede von 1890 nochmals eine kurze historische Darstellung der neuhochdeutschen Lexikographie<sup>9</sup>. Damit ist die Liste der historischen Auf- und Abrisse schon erschöpft, sieht man von Monographien ab, die sich Spezialwörterbüchern zuwenden. So versuchte Adolf Scholz in einer Greifswalder Dissertation, eine „systematisch historische“ Geschichte der Mundartwörterbücher zu geben<sup>10</sup>. Auch Arbeiten, die unter speziellen Gesichtspunkten die Wörterbücher des Deutschen untersuchen, sind nicht eben häufig. Als Beispiel sei etwa Arthur Schmidts Versuch genannt, den „Fortschritt der etymologischen Erkenntnis“ in den deutschen Wörterbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts zu verfolgen<sup>11</sup>. Entsprechend dem notwendigen Zug zur Spezialisierung und Aufbereitung des Materials hat jüngere und jüngste Forschung begonnen, das lexikographische Feld aufzuteilen.

Auf die Bedeutung der frühneuhochochdeutschen Glossare des 15. und 16. Jahrhunderts für die deutsche Sprachgeschichte wies Arno Schirokauer in mehreren Aufsätzen hin. Nach ihm sind vor allem die Untersuchungen von Gilbert de Smet zu diesen Glossaren des Frühneuhochochdeutschen grundlegend<sup>12</sup>. Jüngst hat Gerhardt Powitz auf deren Vorläufer, auf die spätmittelalterlichen Glossographen und deren Vokabularien, (wieder) hingewiesen<sup>13</sup>. Klaus Grubmüller drang „vom Stoff wie von der Form her in das Zentrum der zweisprachigen Glossographie des Spätmittelalters“ vor, indem er den „Vocabularius Ex quo“, das bekannteste und am besten überlieferte Wörterbuch dieser Zeit, untersuchte<sup>14</sup>.

<sup>7</sup> Diesen Titel (mit dem Zusatz „Zur“) gab er der Vorrede bei dem Wiederabdruck in den „Gesammelten Aufsätzen und Vorträgen zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht“. Leipzig 1890, S. 19–40.

<sup>8</sup> München 1870.

<sup>9</sup> Zur Geschichte der neuhochdeutschen Lexikographie. Würzburg 1890.

<sup>10</sup> Deutsche Mundarten-Wörterbücher. Leipzig 1930 (Form und Geist. 20).

<sup>11</sup> Zum Fortschritt der etymologischen Erkenntnis des Deutschen in den Wörterbüchern des 17. und 18. Jhs. Berlin 1927 (Germanische Studien. 49).

<sup>12</sup> Zum Forschungsstand dieses Bereichs im einzelnen siehe Gilbert de Smet in dieser Festschrift S. 51ff. In seinem Vorwort zu dem Nachdruck von: Simon Roths Fremdwörterbuch. Helsinki 1936 (Mémoires de la Société Néophilologique de Helsingfors. XI) fordert Emil Öhmann schon damals Nachdrucke der frühhd. Glossare, der „für die deutsche Wortforschung so ergiebigen Quellen“.

<sup>13</sup> Jacobus Albinus und Jacobus Tübinger. In: PBB (Halle) 82. 1961, S. 555–557. Zur Geschichte der Überlieferung des Engelhus-Glossars. In: Nd. Jb. 86. 1963, S. 83–109. Zu dem Glossar des Straßburger Chronisten Fritsche Closener. In: Zs. für dt. Philologie 83. 1964, S. 321–339. Hubrilugus und Huwilogus. In: Zs. für dt. Altertum 93. 1964, S. 226–238.

<sup>14</sup> Vocabularius Ex Quo. Untersuchungen zu lateinisch-deutschen Vokabularien des Spätmittelalters. München 1967 (Münchener Texte und Untersuchungen zur dt. Literatur des Mittelalters. 17). Zitat S.VIII.

Gerhard Ising und wiederum Gerhardt Powitz haben in zwei Monographien die Aufmerksamkeit der Forschung auf die Wörterbücher des 17. und 18. Jahrhunderts gelenkt. Ising arbeitete über die Wörterbücher Kaspar Stiellers (1691) und Matthias Kramers (1700/02) und Powitz über das Johann Leonhard Frischs (1741)<sup>15</sup>. Ihre Untersuchungen haben u.a. gezeigt, wie wichtig diese Wörterbücher für das Verständnis der Sprache der Zeit und damit deren Literatur sind. Doch diese lexikographischen Produkte sind Hilfestellung nur – auch das haben Ising und Powitz deutlich gemacht –, wenn sie kritisch eingeschätzt werden; wenn man weiß, wo lexikalische Traditionen unbesehen übernommen sind, wo normative Tendenzen vorherrschen und wo deskriptive Wörterbucharbeit im Vordergrund steht. An Untersuchungen dazu mangelt es durchaus. An älteren ist etwa Max Müllers Studie über „Wortkritik und Sprachbereicherung in Adelungs Wörterbuch“ zu nennen<sup>16</sup>.

Auch die bibliographische Aufarbeitung der Wörterbücher im weitesten Sinn steckt noch in den Anfängen<sup>17</sup>. Über seine Erfahrungen bei der bibliographischen Erfassung von Wörterbüchern, Wortverzeichnissen, Wortlisten (und Namenbüchern, Namenverzeichnissen, Namenlisten) referiert Rudolf Schützeichel<sup>18</sup>. Er fordert in einer künftigen Bibliographie eine sprachsoziologische Gliederung bei der Anordnung des Materials.

## II. Wörterbuch und Literatur

„Den Adelung erbitte mir, wenn Sie ihn nicht mehr brauchen. Ich habe allerlei Fragen an dieses Orakel zu thun.“ So schreibt Schiller am 26. Januar 1804 an Goethe. Und zuvor, am 6. November 1788, hatte Goethe seinen Verleger und Buchhändler Götschen zur Eile gemahnt: „Senden Sie mir doch baldigst von Adelungs Wörterbuch den letzten Band. Die vier ersten besitze ich.“

An welches lexikographische Orakel wendet sich Martin Luther, als er zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Bibel verdeutscht? Oder: Welches Wörterbuch geht Martin Opitz zu Beginn des 17. Jahrhunderts um Ratschlag an? Hätte ihm die nur bis zum Buchstaben G gediehene „Teutsche Sprach vnd Weisheit“ des Augsburgers Georg Henisch Hilfe sein können? Da weder zu Luthers noch zu Opitzens Zeit ein Adelung weit und breit zu sehen ist, darf füglich weitergefragt

<sup>15</sup> Gerhard Ising, Die Erfassung der deutschen Sprache des ausgehenden 17. Jhs. in den Wörterbüchern Matthias Kramers und Kaspar Stiellers. Berlin 1956. Gerhardt Powitz, Das dt. Wörterbuch Johann Leonhard Frischs. Berlin 1959.

<sup>16</sup> Berlin 1903. (Palaestra. 14).

<sup>17</sup> Für die mittelalterlichen und spätmittelalterlichen Glossare sind hier die Arbeiten von Lorenz Diefenbach zu nennen: Glossarium Latino-Germanicum Mediae et Infimae Aetatis E Codicibus Manuscriptis Et Libris Impressis. Francofurti ad Moenum 1857. – Novum Glossarium Latino-Germanicum Mediae et Infimae Aetatis. Beiträge zur wissenschaftlichen Kunde der neulateinischen und germanischen Sprachen. Frankfurt am Main 1867.

<sup>18</sup> Namenbücher und Wörterbücher des deutschen Sprachgebiets. In: Proceedings of the Eighth International Congress of Onomastic Sciences. The Hague 1966, S. 481–485.

werden: Wie steht es zu Beginn des 18. Jahrhunderts? Hätte sich z.B. Johann Christian Günther, hätte er nur gewollt, lexikalischen Beistandes versichern können? Dieser hätte immerhin zum „Teutschen Sprachschatz“ Kaspar Stieler greifen können<sup>19</sup>, um seine literarischen Erzeugnisse mit denen einer lexikographischen Autorität zu vergleichen. Seit wann gibt es zumindest die Möglichkeit – und die Gewohnheit, solches zu tun, wie der Brief Schillers an Goethe zeigt, wenn auch schon kritische Distanz und amüsierte Ironie durchscheint: Orakel Adelung?

Ihren „alphabetischen auftritt“<sup>20</sup> hatte die deutsche Sprache längst gehabt: Jacob Grimm setzte den Teuthonista von 1477 als erstes gedrucktes Glossar an, und Arno Schirokauer bezeichnete den *Vocabularius teutonico-latinus* von 1482 als erstes gedrucktes hochdeutsches Glossar. Doch schon das handschriftliche Glossar des Fritsche Closener im 14. Jahrhundert (vor 1384) hat ein deutsch-lateinisches Wörterverzeichnis<sup>21</sup>. Im ausgehenden 15. und im 16. Jahrhundert entsteht dann eine lange Reihe solcher Glossare, die durch innere Abhängigkeit und lexikalische Traditionen eng miteinander verknüpft sind. Daß nicht nur humanistische Bemühung um die lateinische Gelehrtensprache, um die Aneignung der klassischen Latinität im besonderen, die Lexikographen leitete, sondern auch die Sorge um die Aus- und Fortbildung der Muttersprache, ist deutlich. Sie legten zugleich Zeugnis über den Fortschritt der Kultur der deutschen Sprache ab<sup>22</sup>. Der Weg dieses Prozesses der Förderung der Volkssprache geht vielfach über die Schule. Was den Verfassern dieser Glossare zumeist fehlt, ist die personale und geistige Verbindung zur deutschen Literatur, zu den Poeten und Literaten der Zeit, die deutsche Texte schreiben. Das ändert sich erst im 17. Jahrhundert, genauer: seit Martin Opitz, als nämlich die maßgebenden Literaten überhaupt erst anfangen, deutsche Texte zu verfassen und die Normen und Formen der westeuropäischen Kultursprachen und der neulateinischen Literatursprache als beispielhaft auch für die deutschsprachige Poesie anzusehen; als sie die Möglichkeiten der Dichtung zur Ausbildung einer Literatur- und Hochsprache erkennen. Wollte man ein exaktes Datum nennen, so müßte man das Jahr 1617 anführen. In diesem Jahr erscheint Opitzens „*Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae*“, und die Fruchtbringende Gesellschaft konstituiert sich zu Weimar, jene Korporation, in deren Reihen die Diskussion über ein zu schaffendes Wörterbuch beginnt. Diese Fürsten- und Gelehrtenakademie ist oft verlästert worden. Aber man lese nur ihren Briefwechsel bei Gottlieb

<sup>19</sup> Nürnberg 1691.

<sup>20</sup> Jacob Grimm, Vorreden zum Deutschen Wörterbuch. Darmstadt 1961, S. 29.

<sup>21</sup> S. dazu Gerhardt Powitz, Zu dem Glossar des Strassburger Chronisten Fritsche Closener. In: *Zs. f. dt. Philologie* 83. 1964, S. 322.

<sup>22</sup> Johann Leonhard Frisch sagte es lateinisch. Als Untertitel zu seinem Schulprogramm (s.o. S. 80) formulierte er zu den Glossaren des 15. und 16. Jhs.: „*De lexicis [...] quae de progressu culturae linguae Germanicae testantur.*“

Krause<sup>23</sup>: dann wird einsichtig, was oben über die Verbindung von schöner Literatur einerseits und Sprachkunst (Grammatik) andererseits gesagt wurde. Neben grammatischen Problemen stehen die der Literatur zur Debatte, man schickt sich gegenseitig Manuskripte und Bücher zu und diskutiert über sie<sup>24</sup>. Die theoretischen Köpfe in Fragen der Lexikographie und Grammatik sind zugleich betriebsame und bedeutende Literaten. Schottel und Harsdörffer brillieren in beiden Sparten, die damals nicht als getrennt empfunden wurden.

Zu diesem Zeitpunkt also wird die aus praktischen Bedürfnissen der Kanzlei und der Schule schon seit dem 15. Jahrhundert andauernde Diskussion, wie eine verpflichtende, Regeln setzende, d.h. normative Grammatik und ein ebensolches Wörterbuch auszusehen habe, auf einer höheren Ebene fortgesetzt. Die Diskussion wird im 17. und 18. Jahrhundert andauern. In dem Lebenswerk Adelungs kulminiert diese Entwicklung. Durch diese Zielsetzung wird zugleich die Richtung der Sprachforschung der zwei Jahrhunderte bestimmt: Sie ist synchronisch-normativ. Mit seinen weiterführenden Vorschlägen zur Erforschung der Mundarten, der Fachsprachen und der historischen Sprachschichten ist Leibniz seiner Zeit voraus, schafft aber in seinem Umkreis einen diese Thematik berücksichtigenden Gelehrtenkreis.

### III. „Questione della lingua“

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts erreicht Deutschland die vor allem in Italien geführte Diskussion, wo das Vorbild für die Literatur in der Landessprache zu suchen sei, und dann weiter: wie ein solches Vorbild fortzuentwickeln sei, damit es den Ansprüchen einer auf Form und Würde bedachten hohen Literatur genüge. Das Bewußtsein der Trennung zwischen der hochentwickelten Kunstsprache, eben der Sprache der schönen Literatur, und der zweckmäßige Bedürfnisse erfüllenden Umgangssprache hatte in der lateinischen und romanischen Kultur eine lange Tradition. In Italien beherrschte die „questione della lingua, della toscana o italianata“ die Diskussion, und zwar seit Dante in seinem Essay „De vulgari eloquentia“ die Landessprache auch theoretisch hoffähig gemacht hatte<sup>25</sup>. Dieselbe Diskussion wird sich in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert wiederholen: Ob nämlich das „beste Deutsch“, die vorbildliche Literatur-

<sup>23</sup> G[ottlieb]. Krause (Hrsg.), Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein. Briefe, Devisen und anderweitige Schriftstücke. Hrsg. nach den Originalien der Herzogl. Bibliothek zu Cöthen. Leipzig 1855.

<sup>24</sup> Ich zähle die Titel einiger Bücher auf, die man sich zusendet und über die man diskutiert: „Don Quixote“, du Bartas' „La semaine“, das Tobias Hübner übersetzte, Tassos „Gerusalemme liberata“ in der Übersetzung von Diederich von dem Werder (als das „Erlösete Jerusalem“), Opitzens deutsche Psalmen, das von ihm edierte Annolied, Sidneys „Arcadie“, Rists „Freudenspiel“, Harsdörffers „Gesprächsspiele“, den „Filander von Sittewald“, Buchners Poetik, Schottels Reimkunst (1645) u.a.

<sup>25</sup> Dazu Robert A. Hall (Jr.), The Italian Questione Della Lingua. An Interpretative Essay. Chapel Hill 1942.

sprache, das meißnische Sächsisch sei oder ob es die Summe des Sprachgebrauchs aller guten Schriftsteller darstelle, gleichsam ein Extrakt aus allen Mundarten sei. Die Frage lautete u.a.: „Welche unter allen Teutschen mundarten die naturmäßigste, reinlichste und zierlichste sey<sup>26</sup>?“ Die institutionelle Basis, auf der diese Diskussionen geführt werden, sind nicht die Universitäten, sondern Akademien, die sich z.T. heftig beflehen, wie überhaupt die höhere Ebene, auf die die wissenschaftlichen Diskussionen gehoben werden, garantiert wird durch wissenschaftliche Vereinigungen, Akademien, die – von Italien ausgehend – im 16. und 17. Jahrhundert überall in Europa gegründet werden<sup>27</sup>. Nur solche mit linguistischer Betätigung stehen im folgenden zur Diskussion.

Der im 16. Jahrhundert gegründeten „Accademia della Crusca“ – nur die bekannteste unter vielen anderen italienischen –, die den Primat des Toskanischen verfißt, folgt 1612 z.B. eine „Anticrusca“. Fürst Ludwig von Sachsen-Anhalt war um 1600, während eines Aufenthalts in Italien, Mitglied der einflußreichen „Accademia della Crusca“ geworden. Unter seiner geistigen Führung wurde 1617 in Weimar die „Fruchtbringende Gesellschaft“ gegründet. Georg Neumark, der zweite Historiograph dieser Vereinigung<sup>28</sup>, berichtet, wie man am Tage der Gründung von den „Italiänischen Gesellschaften“ gesprochen habe, „welche zu allerley Tugend-Reitzung der Jugend / Erhaltung gutes Vertrauens / zu Erbauung wolanständiger Sitten / und denn absonderlich zu nützlicher Ausübung jedes Volkes Landessprache / rühmlich aufgerichtet würden / [...]“<sup>29</sup>. Moralisch und linguistisch, um es kürzer zu sagen, wollten die Mitglieder arbeiten, wobei das „absonderlich“ Georg Neumarks nicht überlesen werden darf. Dieser normative, verbindliche sprachliche Regeln aufstellende Impetus ist so stark, daß noch in einer Ankündigung für das „Deutsche Wörterbuch“ der Brüder Grimm in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ von 1838, die höchstwahrscheinlich von Jacob stammt, das „Vocabularo [sic!] della Crusca“ als Muster

<sup>26</sup> So schreibt Harsdörffer am 24. Nov. 1643 an Fürst Ludwig von Sachsen-Anhalt. In: G. Krause (Hrsg.), *Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein*. Leipzig 1855, S. 328. – Die sprachgeschichtliche Stellung Luthers wird von Friedrich Kluge für das 17. Jahrhundert überschätzt, wenn er resumiert: „Luthergrammatik und Lutherdeutsch – da ist die Losung im 17. Jahrhundert.“ In: *Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze*. Straßburg 1918, S. 229. Denn: der Verweis auf Luther als Vorbild im 17. Jahrhundert bedeutete nicht materiell die Übernahme seiner Grammatik und Lexik, sondern signalisierte nur die Forderung eines gehobenen Stils, einer über den Landschaften liegenden Hochsprache. Dazu Verf., *Hochsprache und Mundart im schlesischen Barock*. Köln, Graz 1966 (*Mitteldeutsche Forschungen*. 44), S. 31f., 39.

<sup>27</sup> Siehe dazu Baron Cay von Brockdorff, *Gelehrte Gesellschaften im XVII. Jahrhundert*. Kiel 1940, S. 44: „Den Akademien ist und war der Kampf um die Schaffung und Wahrung der Höhenlage für die Problembehandlung gemeinsam: in dieser Beziehung bilden sie sozusagen ein großes Ganzes.“

<sup>28</sup> Der erste war Carl Gustav von Hille: *Der Teutsche Palmenbaum: Das ist / Lobschrift von der Hochlöblichen / Fruchtbringenden Gesellschaft [...] verfasst / durch den Vnverdossenen*. Nürnberg 1647.

<sup>29</sup> *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum. Oder Ausführlicher Bericht / Von der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft [...] Von dem Sprossenden [...]* Nürnberg 1668, S. 12.

vorschwebte<sup>30</sup>. Diese unter dem Einfluß Lachmanns entstandene Konzeption wurde aber bald verändert. Wilhelm Grimm faßte das Ergebnis dieser veränderten Konzeption 1846 entschieden zusammen: „[...] wir wollen kein Gesetzbuch machen [...]“<sup>31</sup>. Genau das aber war die Intention der Grammatiker und Literaten des 17. Jahrhunderts, die im Umkreis der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ die Frage einer deutschen Grammatik und eines deutschen Wörterbuchs zu diskutieren begannen.

#### IV. Sprache und Norm

In Deskription und Normierung teilen sich die Aufgaben der Grammatiker und Lexikographen im 17. und 18. Jahrhundert, wobei die sprachnormierenden Bemühungen in diesem Fall nicht die Suche nach einem naturwissenschaftlichen Mittelwert, dem statistisch zu ermittelnden Durchschnitt sind, sondern die nach einem – mehr oder weniger – fiktiven Ideal<sup>32</sup>. Die Soziologie hat hierfür den Begriff sozial-kultureller Leitbilder erarbeitet und auf deren Bedeutung für die Gesamtgesellschaft wie auch Teilgruppen hingewiesen. Hugo Steger unterscheidet zwischen „sprachlichen Gebrauchsnormen und vorbildlichen Normen, die zwar rein kaum verwirklicht werden, in denen sich aber die Leitbilder der Gesellschaften sprachlich repräsentieren [...]“<sup>33</sup>. Daß die „leitbildbezogenen idealen Sprachnormen“<sup>34</sup> bei der Entwicklung und dem Ausbau des Deutschen zur Literatur- und Hochsprache eine entscheidende Rolle spielen, liegt auf der Hand. Ein dynamischer Faktor eignet ihnen qua definitione. Der Begriff dieser „präskriptiven“ sprachlichen Norm<sup>34a</sup> erscheint deshalb im 17. und 18. Jahrhundert so zentral, weil aus dem sozial differenzierten Wortschatz und den geographischen Varianten der deutschen Sprache, den Raum- und Sozialdialekten, eine einheitliche Hochsprache geformt werden soll. Daß jede Sprachgemeinschaft das Bewußtsein einer sprachlichen Norm, von Gebrauchsnormen hat,

<sup>30</sup> Nr. 241 vom 28. August 1838. Zitiert bei Arno Schirokauer, Das Grimmsche Wörterbuch als Dokument der Romantik, In: Philobiblon 1. 1957, S. 318. Richtig ist „Vocabulario [...]“. Siehe auch Walter Boehlich, Ein Pyrrhussieg der Germanistik. Die Vollendung des „Deutschen Wörterbuchs“ der Brüder Grimm. In: Der Monat 13. 1961 (Heft 154), S. 39ff.

<sup>31</sup> In einer Rede auf der Frankfurter Germanistentagung. Zitiert bei Arno Schirokauer, a.a.O.

<sup>32</sup> Auf diesen Unterschied zwischen dem „naturwissenschaftlichen“ und dem „geisteswissenschaftlichen“ Normbegriff macht aufmerksam Walter Kuhlmann, Vom Normcharakter der Sprache. In: Zs. f. Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 16. 1963, S. 113–115.

<sup>33</sup> Probleme der sprachlichen Kommunikation in der Industriegesellschaft. In: Zwischen Sprache und Literatur. Drei Reden. Göttingen 1967, S. 11.

<sup>34</sup> Steger a.a.O.

<sup>34a</sup> So definiert es Dieter Nerius, Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm der deutschen Literatursprache. Halle 1967 (Linguistische Studien), S. 10. – Diese Arbeit konnte im ganzen für den vorliegenden Aufsatz nicht mehr herangezogen werden.

denen sie sich unterwirft, ist von der neueren Linguistik längst erwiesen<sup>35</sup>. Doch hat sie auch bestätigt, daß die sprachliche Norm – vom Sprecher und Schreiber her gesehen: das Normbewußtsein – intensiver in der Literatur- und Hochsprache entwickelt ist, eben in der Form der leitbildbezogenen Norm. Die Intention der Grammatiker und Literaten im 17. Jahrhundert war nun, über die Sprache der Literatur eine einheitliche deutsche Hochsprache zu entwickeln, die Gesamtbesitz zumindest des gebildeten Teils der deutschen Nation werden sollte. Dabei entfaltete sich diese normative Sprachbetrachtung unter ganz bestimmten geistesgeschichtlichen und sozialen Prämissen.

Das von Erich Trunz für das 17. Jahrhundert erarbeitete „Systemdenken“<sup>36</sup>, das mit einem zeitgenössischen Begriff auch als das Vorherrschende des *ordo* in allen Bereichen des Lebens zu umschreiben ist, begünstigt die normative Sprachhaltung. Der rationale und intellektuelle Grundzug der Zeit, in der die großen philosophischen „Systeme“ vorbereitet werden, führt Grammatiker und Lexikographen dazu, die Sprache gleichfalls ihrem Zugriff zu unterwerfen: „Aus dem Systemdenken, das auf die Analogie verschiedener Daseinsbereiche aufgebaut ist, läßt sich [...] das Ideal der Sprachrichtigkeit überzeugend herleiten“<sup>37</sup>, „der Mikrokosmos muß Spiegel des Makrokosmos sein, dann verhält er sich richtig“<sup>38</sup>. Das folgende Jahrhundert, das Zeitalter der Aufklärung, übernimmt dieses Bewußtsein dahingehend, daß sich alles vernunftmäßig ordnen und bilden lasse. Die religiöse Fundierung der Ordnung weicht einer natur- und menschenrechtlichen. Konrad Burdach hat diesem philosophischen Rationalismus und Ästhetischen Klassizismus einen „Zug zum Universalismus“, den „Drang zum Weltverbindlichen, Absoluten“ zugesprochen<sup>39</sup>. Kåre Kaiser hat Burdachs Charakteristik in seiner Monographie über die Mundart und Schriftsprache in der Zeit zwischen Leibniz und Gottsched übernommen und ausgeführt, daß dieser „Drang zum Absoluten“ sprachlich „zwei Auswirkungsfelder“ habe: „Das eine [...] ist die Absolutierung der deutschen Sprache nach außen. Das andere [...] ist jener typische Aufklärungsgedanke der Vereinheitlichung der deutschen Sprache, der endgültigen Konsolidierung der neuhochdeutschen Einheitssprache“<sup>40</sup>.

<sup>35</sup> Bohuslav Havránek, Zum Problem der Norm in der heutigen Sprachwissenschaft. In: Actes du 4<sup>e</sup> Congrès International de Linguistes. Copenhague 1938, S. 152ff. Wieder abgedruckt in A Prague School Reader in Linguistics. Compiled by Jofef Vachek. Bloomington 1964, S. 413–420.

<sup>36</sup> Weltbild und Dichtung im deutschen Barock. In: Zs. f. Deutschkunde 1937, S. 14–29; überarbeiteter Abdruck in: Aus der Welt des Barock. Stuttgart 1957, S. 1–35.

<sup>37</sup> Horst Nahler, Das Lehrgedicht bei Martin Opitz. Diss. Masch. Halle 1961, S. 18.

<sup>38</sup> Erich Trunz, a.a.O. (1957), S. 6. Zitiert bei Nahler.

<sup>39</sup> Universelle, nationale und landschaftliche Triebe der deutschen Schriftsprache im Zeitalter Gottscheds. In: Festschrift August Sauer. Stuttgart o.J. [1925], S. 19.

<sup>40</sup> Mundart und Schriftsprache. Versuch einer Wesensbestimmung in der Zeit zwischen Leibniz und Gottsched. Leipzig 1930 (Form und Geist. 18), S. 30f.

Neben diesem philosophischen Antrieb zur normativen Denkart gibt es einen ideologischen: Es ist die „kulturpatriotische Leitidee“<sup>41</sup>, die gleichfalls das Verhältnis der Literaten zur Sprache bestimmt. Über die „kunstvoll“ entwickelte Muttersprache versuchen sie, das nationale Bewußtsein zu stärken und am Wiederaufbau einer deutschen Nation mitzuwirken: „Die aus dem Risorgimento hervorgegangenen Nationalstaaten definieren und rechtfertigen sich als Staaten von Sprachvölkern. Sprachliche Homogenität ist im Denken der Epoche zur Voraussetzung des souveränen Nationalstaats geworden [...]“<sup>42</sup>. Da in Deutschland weder die staatliche Einigung noch die sprachliche Homogenität erreicht war, bedurfte es doppelter normierender Anstrengungen, d.h. normativer Eingriffe. Freilich begünstigte das Fehlen einer Zentralmacht rivalisierende Gruppen, anders als etwa in Frankreich. Deshalb gab es – wie in Italien – eine „questione della lingua“. Die deutschen Grammatiker des 17. Jahrhunderts konstatieren zudem eine Diskrepanz zwischen allgemeiner kultureller Bedeutung der deutschen Nation und deren Sprache: „Alle Künste und Sprachen [...] sind von den Teutschen aufs sinnreichste und gründlichste hervorgezogen / aber jhrer eigenen Sprache und jhrer selbst ist von ihnen selbst fast vergessen worden“<sup>43</sup>. Auch hier erhält der „sprachpflegerische“ Impuls neue Antriebe.

Ferner ist eine soziologische Voraussetzung anzuführen: Dieser Normierungsprozeß ist zugleich Ausdruck gesellschaftlicher Implikationen, er hat sprachsoziologische Relevanz. Die Grammatiker und Sprachtheoretiker gehören dem Stand der Gelehrten an, die seit dem 16. Jahrhundert das geistige Leben in Deutschland bestimmen<sup>44</sup>. Die auf soziale Behauptung bedachten Gelehrten müssen aber – sofern sie ihr Interesse der deutschen Sprache zuwenden – sich von den aus ihrer Sicht sozial deklassierten Mundarten distanzieren. Gerade ihre im 17. Jahrhundert zumeist von eines Fürsten Gnaden abhängige Stellung erfordert, daß sie die Sprache des „Pöfel“ in Verruf bringen, um somit die „würden der Poesie“ – und damit ihre eigene – zu garantieren. Diese sozialen und öko-

<sup>41</sup> Dieser Begriff von Bruno Markwardt, *Geschichte der deutschen Poetik*. Bd. 1: Barock und Frühaufklärung. 2. Aufl. Berlin 1958, S. 27. Auch Burdach a.a.O. S. 20 spricht von dem „doppelten Impuls universalen Strebens und nationalen Wetteifers“, also einem universalistischen und partikularistischen Antrieb.

<sup>42</sup> Eugen Lemberg, *Nationalismus*. II. Soziologie und politische Pädagogik. Reinbek 1964, S. 34f.

<sup>43</sup> Justi-Georgii Schottelii / Einbeccensis, *Teutsche Sprachkunst* / [...] Braunschweig [...] 1641, Bl. Xij<sup>v</sup>.

<sup>44</sup> Vgl. dazu den grundlegenden Aufsatz von Erich Trunz, *Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur*. In: *Zs. für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts* 21. 1931, S. 17–53. Wieder abgedruckt bei Richard Alewyn (Hrsg.), *Deutsche Barockforschung*. Köln 1965, S. 147–181. – Noch die anonymen „Wohlgemeinten Vorschläge Zu einer Allgemeinen und Regel-mäßigen Einrichtung und Verbesserung der Teütschen Sprache In dem Ober-sächsischen und Nieder-sächsischen Kreise [...]“ Halberstadt, 1732 [...] formulieren eindeutig: „Es kommt hier allein auf die Gelehrten an. Die Ungelehrten bleiben in allen Ländern bey ihrer Schreib-Art [...]“ (S. 28f.).

nomischen Prämissen der auf rationaler und intellektueller Basis arbeitenden Sprachnormung müssen gleichfalls beachtet werden<sup>45</sup>.

Schließlich ist noch eine traditionell-bildungsmäßige Voraussetzung zu nennen. Dieses auf Ordnung und einheitliche Formung der Sprache zielende Prinzip ist die Fortführung humanistischer, d.h. in diesem konkreten Fall: regelsetzender Praxis im 17. Jahrhundert, übertragen auf die deutsche Sprache: Es ist deutschsprachiger Humanismus<sup>46</sup>. Der im 15. und 16. Jahrhundert vorbereitete „Aufstieg“ der deutschen Sprache<sup>47</sup> findet in dieser regelsetzenden Tätigkeit eine konkrete Form. Regelsetzend meint hier, daß die Grammatiker ihre als hochsprachlich erkannten Normensysteme nunmehr in Form von Grammatiken und Wörterbüchern kodifizieren und als verbindliche Schrift- und Hochsprache vorstellen. Die Normensysteme der Mundarten (und Umgangssprachen) bleiben davon unberührt. Als mögliche Varianten für die Hochsprache aber sollten sie ausgeschieden werden.

Drei Kriterien für die Norm der Hochsprache kann man pauschal aus den gelehrten Schriften erarbeiten: 1. Sie steht über den Mundarten und stimmt mit dem „guten“ Gebrauch „guter“ Schriftsteller überein; 2. sie ist ein grammatisches Kunstprodukt, das analog und damit richtig gebildet ist; 3. sie ist mit der Sprache der Gebildeten Obersachsens identisch<sup>48</sup>. Insgesamt fiel es schwer, diese Kriterien miteinander zu harmonisieren, vor allem Punkt eins und zwei mit Punkt drei. Welches Kriterium besaß die Priorität? Die Grammatiker neigten naturgemäß dazu, Punkt zwei und damit ihre normierende Tätigkeit in den Vordergrund zu stellen, zumal sie die Norm, die von ihnen dekretierte richtige Sprachform, als etwas Reales, als die wahre Natur der Sprache hinstellten, die zu finden Aufgabe des Grammatikers sei<sup>49</sup>.

<sup>45</sup> Diese auf „rationale Struktur“ zielende Entwicklung und den „rationalistischen Zeitgeist“ arbeitet für diese Zeit (für den Übergang vom Mhd. zum Nhd.) auch Rudolf Hotzenkötcherle heraus in: Entwicklungsgeschichtliche Grundzüge des Neuhochdeutschen. In: Wirkendes Wort 12. 1962, S. 321–331, Zitat S. 330.

<sup>46</sup> Verf., Hochsprache und Mundart im schlesischen Barock. Köln, Graz 1966, S. 23f.

<sup>47</sup> Anna Daube, Der Aufstieg der Muttersprache im deutschen Denken des 15. und 16. Jhs. Diss. Rostock 1939.

<sup>48</sup> Dazu Rudolf Hildebrand, Sachsens Antheil an der Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache. In: Die Grenzboten 19. 1860, 1, S. 99–113. (Der Artikel erschien anonym.) Hier Zitate und Quellen des 16. bis 18. Jahrhunderts, die für die Identität der Hochsprache und der Sprache der „Gebildeten“ Obersachsens eintreten. Wieder abgedruckt in: Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht. Leipzig 1890, S. 315–335.

<sup>49</sup> M. H. Jelinek, Geschichte der nhd. Grammatik. 1. Halbbd. Heidelberg 1913, S. 116: „Die bedeutendsten Grammatiker gehören der Schottelschen Richtung an [...]“, der, so könnte man fortfahren, vor allem Niederdeutsche und Süddeutsche zuneigen. Jelinek formuliert weiter: „Die Ostmitteldeutschen trugen ihre Grammatik in sich.“ Schottel war Niedersachse, Gottsched Ostpreuße, Adelung Pommer. Die großen grammatischen Theoretiker kamen nicht aus Obersachsen, wenn das auch in den beiden letzten Fällen ihre Wahlheimat – auch sprachlich – wurde.

Das Analogieprinzip Schottels und seiner Schule ist das maßgebende Konzept sprachlicher Veränderung und Normierung<sup>50</sup>. Dieses räsonierend-deduktive Prinzip gibt im 17. Jahrhundert der Grammatik einen neuen Impetus. Nicht mehr vom Seienden, vom guten Gebrauch guter Schriftsteller – etwa von dem Luthers – oder von der Sprache einer Landschaft gingen die Grammatiker in erster Linie aus, sondern sie setzten die Normen kraft ihrer sprachwissenschaftlichen und auf soziale Distanzierung und damit sprachliche Einigung zielenden Einsicht. Und ein weiteres Faktum ist neu im Barockzeitalter: daß der normativen Grammatik vorausgehen oder folgen sollte ein ebensolches Wörterbuch, das – wie die Grammatik die sprachlichen Formen – den Wortschatz aufbereiten sollte für die Erfordernisse der postulierten Literatur- und Hochsprache. Neben den normierenden Grammatiker trat der normierende Lexikograph.

Diese zugunsten einer theoretisch statuierten Norm betriebene Sprachlenkung darf nicht nur unter negativen Aspekten als Sprachverarmung und -verkümmern beschrieben werden, wie das 19. Jahrhundert unter dem Einfluß der Ansichten der Brüder Grimm dies zumeist tat. Die in Richtung auf eine Einheits- und Hochsprache betriebene Sprachnormierung garantiert zugleich eine höhere Qualität der sprachlichen Kommunikation hinsichtlich rationaler und intellektueller Inhalte. Der Abstraktionsprozeß der Sprache wird damit weiter vorangetrieben, eine „hinrichtung der sprache nach dem geistigen begriff“<sup>51</sup> findet statt. Voraussetzung z.B. für die Schaffung der deutschen philosophischen Wissenschaftssprache ist u.a. dieser Normierungsprozeß<sup>52</sup>.

<sup>50</sup> Es stammt aus der griechischen Grammatik und gilt auch den Poetikern der Zeit als Maßstab für die Richtigkeit poetischer Sprache: „Sondern es muß vor allen dingen gewisse Masse und Regel / welche die Griechen *αναλογίαν* nennen / beobachtet werden.“ August Buchners Anleitung Zur Deutschen Poeterey [...] Wittenberg [...] 1665, S. 47. In der modernen Sprachwissenschaft hat sich die Terminologie geändert: „Als Bestandteil der Norm der Schriftsprache werden jene neuen Elemente angesehen, die regelmäßig hinsichtlich der neuen Struktur sind.“ Alois Jedlička, Zur Prager Theorie der Schriftsprache. In: Travaux Linguistiques de Prague. 1. Prague 1964, S. 49. – Zu den Ansichten der „Prager Schule“ über „Kodifikation und grammatische Norm“ – Ergebnissen der strukturalen und funktionalen Sprachwissenschaft über diese Probleme – siehe Josef Vachek (avec collaboration de Josef Dubsy), Dictionnaire de Linguistique de l'École de Prague. Utrecht/Anvers o.J. unter den Stichwörtern „codification de la norme grammaticale“, „interventions normatives dans la langue litteraire“, „norme et codification d'une langue“.

<sup>51</sup> Jacob Grimm, Deutsche Grammatik. Zweite Ausgabe, 1. Theil. Berlin 1870, S. 21.

<sup>52</sup> Vgl. Paul Piur, Studien zur sprachlichen Würdigung Christian Wolffs. Halle 1903. – Für die Gegenwart hat die Bedeutung dieses Normierungsprozesses Hugo Steger aufgegriffen. Vgl. Sprachnorm, Grammatik und technische Welt. In: Sprache im technischen Zeitalter 3/1962, S. 183–198. Steger spricht hier auch von der „rationalen Einflußnahme“ auf die Sprache im 17. Jahrhundert. Und für die Gegenwart: „Vieles spricht dafür, daß sich die Hochsprache (und nur sie!) entweder den rationalen Anforderungen anbequemt, oder daß das höhere menschliche Denken vollständig in die konsequenten künstlichen Sprachen auswandert“ (S. 197).

## V. Wörterbuchprogramme

Im Umkreis der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ setzt die Diskussion ein, wie die (theoretische) Sprachforschung und die (praktische) Spracharbeit auszusehen habe. Georg Philipp Harsdörffer entwirft 1644 in der „Schutzschrift für die Teutsche Spracharbeit“ ein Programm, in dem er verkündet, „daß die dickermelte Teutsche Spracharbeit nachfolgendes Absehen hat“:

- I. Daß die Hochteutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande / ohne Einmischung fremder ausländischer Wörter / auf das möglichste und thunlichste erhalten werde.
- II. Daß man sich zu solchem Ende der besten Aussprache im Reden / und der zierlichsten gebunden- und ungebundener Schreibarten befleissige.
- III. Daß man die Sprache in ihre grundgewisse Richtigkeit bringe / und sich wegen einer Sprache und Reimkunst vergleiche / als welche gleichsam miteinander verbunden sind.
- IV. Daß man alle Stammwörter in ein vollständiges Wortbuch samle / derselben Deutung / Ableitung / Verdopplungen / samt denen darvon üblichen Sprichwörtern / anfüge.
- V. Daß man alle Kunstwörter von Bergwerken / Jagrechten / Schiffarten / Handwerkeren / u.d.g. ordentlich zusammentrage.
- VI. Daß man alle in fremden Sprachen nützliche und lustige Bücher / ohne Einmischung fremder Flickwörter / übersetze / oder ja das beste daraus dolmetsche<sup>53</sup>.

Diesen Entwurf fand der geschäftige Harsdörffer selbst so gut, daß er ihn 1646 nochmals publizierte, nunmehr in lateinischer Sprache<sup>54</sup>. Die sprachlichen Bemühungen und Aktivitäten der Zeit fing dieses Programm recht präzise ein: Man war auf der Suche nach dem „rechten Wesen und Stande“ der hochdeutschen Sprache (I), sowohl der gesprochenen wie geschriebenen (II). Dieses „rechte Wesen“ zu garantieren, ist Aufgabe der Grammatik, die die „grundgewisse Richtigkeit“ zu verbürgen hat, wie auch der Poetik (III): Beides gehörte zusammen, Schottel schrieb nacheinander eine „Sprachkunst“ und eine „Reimkunst“. Dazu ist aber gleichfalls ein „Wortbuch“ vonnöten, das die Stammwörter „vollständig“ sammelt, etymologisch deutet sowie die möglichen Ableitungen und Zusammensetzungen bringt (IV). Nicht das Wörterbuch als Thesaurus steht auf dem Programm, sondern der sprachwissenschaftlich analysierte und fixierte Wortschatz in (vermeintlich) übersichtlicher Gliederung nach Wurzelwörtern. Auch das Wörterbuch steht im Dienst der Sprachrichtigkeit. Neben gemeinsprachlichem Wortschatz gehört hierzu auch der fachsprachliche (V). Hilfsmittel und nützliche Vorübung zur Vervollkommnung der deutschen Sprache ist die Übersetzung ausländischer Literatur (VI), „ohne Einmischung fremder Wörter“, wie Harsdörffer schon in Punkt I hervorgehoben und womit er didaktisch geschickt sein Programm eingeleitet hatte: Sprachpurismus als sprachlenkendes und -normierendes Mittel begreift auch der einfachere Sprachteilnehmer. Aus diesem umfassenden Programm sollen im folgenden die

<sup>53</sup> Schutzschrift / für die Teutsche Spracharbeit / und derselben Beflissene: zu Einer Zugabe / den Gesprächspielen angefüget durch den SPIELENDEN. In: FRAVENZIMMER GESPRECHSPIELE / [...] Nürnberg [...] 1644. [Anhang], S. 18.

<sup>54</sup> In: Georgi Philippi Harsdorferi Specimen Philologicae Germanicae, Continens Disquisitiones XII. De Linguae nostrae vernaculae Historia, Methodo, & Dignitate. [...] Norimbergae [...] M.DC.XLVI., S. 166.

Konzeptionen näher untersucht werden, in denen präskriptive normative Funktionen des Wörterbuchs in den Vordergrund gestellt werden.

Der Weg zum umfassenden deutschen Wörterbuch ist mit vielen Programmen gepflastert. Es wäre Aufgabe einer Akademie, einer wissenschaftlichen Korporation gewesen, dieses Werk zu schaffen, zumindest in ihre Obhut zu nehmen, wie in Frankreich oder Italien. Zwar wurden die theoretischen Voraussetzungen und die Programme in der Fruchtbringenden Gesellschaft und später in der Berliner Societät (nach 1700) diskutiert; doch die praktische Vollendung war das Werk einzelner. Dabei fehlte es den erfahrenen Lexikographen nicht an der Einsicht, daß diese Aufgabe die Kräfte eines einzelnen überstieg. Harsdörffer, der zu den Wörterbuchtheoretikern des 17. Jahrhunderts gehörte, regte an, daß sich sicher zwanzig Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft finden ließen, „deren ein ieder einen Buchstaben übernehmen, und noch dieses Jahr bey dem Ertzschrein einschicken sollte“<sup>55</sup>. Fürst Ludwig bezeichnete das als ein brauchbares Konzept<sup>56</sup>. Christoph Ernst Steinbach, einer der Wörterbuchmacher des 18. Jahrhunderts, meint noch 1724 in der Vorrede zu seiner Grammatik: „Denn vor einen ist es ein unmögliches Werck“<sup>57</sup>. In der Vorrede zur ersten Auflage seines Wörterbuchs (1725) sinnt er auf Abhilfe, die so unwirksam wie die Harsdörffers war: „Mir schiene es aber am besten, wenn sich einer mein Wörterbuch durchschiessen liesse, und bey iedem Worte gleich anmerckte, was er anzumercken hätte“<sup>58</sup>. Dieses Exemplar möge er dann mit Anmerkungen (bitte) zurückschicken oder dem Herrn Verleger auf der Messe übergeben: Steinbach versuchte, aller Ehre wert, sich eine Privatakademie unter Beteiligung anderer Sprachforscher zu schaffen<sup>59</sup>. Doch nicht nur praktische Arbeitserfahrungen ließen diese Männer auf Abhilfe sinnen. Steinbach brachte auch seine Kenntnis der Geschichte um die lexikographische Zuversicht: „Man betrachte nur selber, wie viele zwar deutsche Lexica versprochen, aber wenig heraus kommen sind“<sup>60</sup>. Vom nur versprochenen bis zum fertiggestellten Wörterbuch gibt es viele Zwischenstufen, die man als „Programme und Proben“ zusammenfassen kann. Am uninteressantesten sind – naturgemäß – nur die versprochenen Werke: Von Paul Schede Melissus geht die Mär, er habe ein

<sup>55</sup> Krause, Ertzschrein a.a.O., S. 392.

<sup>56</sup> a.a.O., S. 397. An den „Suchenden“ (Schottel) schreibt er 1645: „Wegen des deutschen Wörterbuches were wol nötig die arbeit ausZutheilen [...]“ a.a.O., S. 297.

<sup>57</sup> Christ. Ernst Steinbachs Kurtze und gründliche Anweisung zur Deutschen Sprache. [...] Rostochii et Parchimi [...] 1724. Vorrede, B. a4<sup>y</sup> – Diese Erkenntnis ist sehr weit verbreitet. Vgl. (im selben Jahr): Vorbote Eines Teutschen Lexici Etymologici, [...] von Christoph Thiebern, Breßlau, [...] 1724, S. 20f.: „Man siehet wohl heraus, wie schwer diese Arbeit sey, und fast wegen der unsäglichen Kosten und Mühe einem einzigen Privat-Manne unmöglich [...]“.

<sup>58</sup> Christoph Ernst Steinbachs Deutsches Wörter-Buch [...] Breßlau, [...] 1725. (Vorrede).

<sup>59</sup> Einen hat sein Aufruf zumindest erreicht: Gotthold Ephraim Lessing. In seinem Nachlaß fand sich ein durchschossenes Exemplar von Steinbachs Deutschem Wörterbuch von 1725. Vgl. Arthur Hübner, Lessings Plan eines deutschen Wörterbuchs. In: Kleine Schriften zur deutschen Philologie. Berlin 1940, S. 237.

<sup>60</sup> [...] Kurtze und gründliche Anweisung zur Deutschen Sprache [...] a.a.O.

Wörterbuch geschrieben (und eine Einleitung in die deutsche Sprache)<sup>61</sup>; Johann Bernhard Zinslerling soll „eine vollständige Arbeit eines Teutschen Lexici vorgenommen“ haben<sup>62</sup>. Auch bekanntere Namen stehen in dieser Reihe: Die Enttäuschung über das von Gottsched angekündigte, aber nur im Umfang eines Probebogens erschienene Wörterbuch war groß<sup>63</sup>. Zur selben Zeit (1759) ließ auch der Basler Professor der Beredsamkeit, Johann Jacob Spreng, einen Probebogen: „Vorschlag eines allgemeinen deutschen Glossarii“ drucken, in dem er vor allem auf „Bereicherung unserer Sprache“ durch ausgefallenen Wortschatz aus war<sup>64</sup>.

Im Kreis der Fruchtbringenden Gesellschaft erhebt zuerst Christian Gueintz die Forderung nach einem „Wörterbuch“ (1640) und einem „Redensartbuch“, also einem phraseologischen Lexikon<sup>65</sup>. Er gebraucht auch nach Comenius<sup>66</sup> den sich dann durchsetzenden Terminus „Wörterbuch“ zum ersten Mal. Ihm folgt Justus Georg Schottel mit dem Entwurf eines Entwurfs: in seiner „Teutschen Sprachkunst“ von 1641 kündigte er an, daß die zehnte Lobrede „de modo & methodo conficiendi Lexicon in lingua Patria“ handeln solle. Doch: „Manebit ei fortasse alius locus“<sup>67</sup>. Dieser „andere Ort“ der Ausführung des Programms wurde dann die „andere Auflage“ der „Sprachkunst“ von 1651. Doch zuvor hatte er schon 1641 in der ersten Lobrede „Von der Uhrhalten Hauptsprache der Teutschen [...]“ einen weiteren summarischen Hinweis auf die Notwendigkeit eines „vollständigen Wörterbuchs der Teutschen“ gegeben, „und zwar also / daß ein jedes Wort zu seinem Stamme oder Wurtzel gebracht / und mit beygefügten guten Exempeln auß allerhand Authoren erkläret würde“<sup>68</sup>. Doch vorher sei eine Grammatik vonnöten. Diesen Ankündigungen folgte in der zweiten Auflage von 1651, „wie ein völliges Lexicon in Teutscher Sprache zuverfertigen“ sei<sup>69</sup>. Zwischen diesen beiden Jahreszahlen, 1640 (Gueintz) und 1651 (Schottel), liegt die erste intensive Diskussion deutscher Gelehrter, wie ein Wörterbuch in der Muttersprache am zweckmäßigsten einzurichten und am schnellsten zu verfassen

<sup>61</sup> Elias Caspar Reichards Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst. Hamburg 1747, S. 151, der wiederum auf Harsdörffers Specimen Philologicae Germanicae (1646), neunte Untersuchung, verweist.

<sup>62</sup> Daniel Georg Morhofen Unterricht Von Der Teutschen Sprache und Poesie / deren Ursprung / Fortgang und Lehrsätzen. [...] Kiel / [...] 1682, S. 504.

<sup>63</sup> Adelung druckt in der ersten Auflage seines Wörterbuchs, 1. Bd. 1774, S. III–V einen Auszug dieses Probebogens ab. Als Ersatz für das Wörterbuch gelten seine „Beobachtungen über den Gebrauch und Missbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten“. Straßburg und Leipzig 1758. Neu hrsg. von Johannes H. Slangen. Utrecht 1955.

<sup>64</sup> Adolf Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Heilbronn 1888, S. 395f. Eugen Fröhe, Untersuchungen über den Wortschatz schweizerischer Schriftsteller des 18. und 19. Jhs. Diss. Freiburg/Br. 1913, S. 4.

<sup>65</sup> Krause Ertzschrein a.a.O., S. 245.

<sup>66</sup> Vgl. Kluge-Mitzka, Etymologisches Wb. der dt. Sprache. Berlin 1963, S. 870.

<sup>67</sup> Justii Georgii Schottelii / Einbeccensis, Teutsche Sprachkunst / [...] Braunschweig [...] 1641, S. 172.

<sup>68</sup> a.a.O., S. 9.

<sup>69</sup> Justii-Georgii J. V. D. Teutsche Sprachkunst / [...] Braunschweig [...] 1651, S. 293.

sei. Den Verlauf dieser Diskussion haben Jellinek<sup>70</sup> und Powitz<sup>71</sup> nach dem urkundlichen Material Gottlieb Krauses beschrieben. An dieser Diskussion sind vor allem Schottel, Harsdörffer, Gueintz und Fürst Ludwig beteiligt. Harsdörffer unterbreitet 1648 als erster einen in sich geschlossenen Plan eines deutschen Wörterbuchs. Er geht so vor, daß er in seinem Entwurf den ausführlichen Titel des projektierten Wörterbuchs (s. Abbildung 1) Wort für Wort kommentiert: Titel sind zu dieser Zeit graphisch gestaltete Inhaltsangaben. Entkleidet man Titel und Kommentar des plakativen und demonstrativen Charakters, so kann man vier Hauptgesichtspunkte des Programms erarbeiten:

1. Das Wörterbuch soll möglichst vollständig sein;
2. es soll (vorwiegend) auf literarischen Quellen ruhen;
3. es soll „kunstföuglich“; d.h. „methodic“; d.h. „lehrrichtig“ sein, im heutigen Deutsch: Die einzelnen Wortartikel sollen systematisch nach grammatischen Prinzipien eingerichtet werden;
4. es soll die Wörter auch im Kontext, nämlich „redarten, phrases“ bringen.

Punkt eins garantiert den säkularen Charakter des Unternehmens und grenzt es gegen frühere deutsche Wörterbücher ab. Genannt werden „Heinisch“ und „Pictorius“<sup>72</sup>. Punkt zwei und drei sollen den wissenschaftlichen Anspruch des Unternehmens rechtfertigen. Sie sind noch weiter zu differenzieren. Als Quellen werden genannt: die „Reichsabschiede“, „Goldast“, „D. Luther“ und „die Poeten“<sup>73</sup>. Hier stehen nebeneinander Kanzleisprache, biblische und literarische Sprache. Daneben werden die älteren Wörterbücher als Hilfe für die Sammlung der Stammwörter genannt. Dieses aus schriftlichen Quellen exzerpierte Material soll nun „nach ihrer [der Sprache] angeborenen Eigenschafften“ eingerichtet werden. Diesen dunklen Spruch des Titels erläutert Harsdörffer im Kommentar: Diese „Eigenschafften“ würden bestimmt durch den „Gebrauch“ und die „Analogia“. Man muß sich also vorstellen, daß das (vollständige) Wörterbuch aus den Quellen nach dem Sprachgebrauch exzerpiert und nach dem wissenschaftlichen Kriterium der Analogie oder „der Sprache Ebenmaß“ zusammengestellt wird. Wie diese beiden Kriterien zu harmonisieren seien, d.h. welchem im Einzelfall der Vorzug zu geben sei, wird nicht beschrieben. Sicher wird im Zweifelsfall der normierende Grammatiker den deskriptiven Lexikographen überspielen. Man sieht an diesem Punkt eines theoretischen Konzepts unmittelbar bestätigt, was Jellinek summarisch konstatiert: „Heuristisches Prinzip“ (die richtige Sprache zu finden) (ist) „die Analogie“<sup>74</sup>.

<sup>70</sup> Geschichte der nhd. Grammatik, 1. Halbbd., S. 182–184.

<sup>71</sup> Das dt. Wörterbuch J. L. Frischs, S. 14–17.

<sup>72</sup> Gemeint ist Georg Henisch, Teutsche Sprach vnd Weißheit. [...] Augustae Vindelicorum [...] M. D. C. XVI. – Henisch ist der im Umkreis der Fruchtbringenden Gesellschaft mit der größten Hochachtung genannte Vorgänger. Pictorius ist Latinisierung von (Josua) Maaler.

<sup>73</sup> Krause, Ertzschrein a.a.O., S. 388. Alle folgenden Zitate aus Harsdörffers Entwurf a.a.O., S. 388.

<sup>74</sup> M. H. Jellinek, 1. Halbbd., a.a.O., S. 115f.

## Des Spielenden

Unnergreiffliches wolgemeintes Bedencken,  
Wie ein Teutsches Dictionarium  
oder wortbuch Zuverabfassen.

Titel.

# Vollständiges Wortbuch

in welchem die

Majestätische Deutsche

Hauptsprache

aus ihren gründen künstfuglich erhoben, nach ihrer angebornen  
Eigenschafften eingerichtet, mit ihren Stammwörtern, Ablei-  
tung und verdopplung ausgezieret, und durch lehrreiche  
Sprüche, Hofreden, Gleichniß und redarten  
erklärt, Zum erstenmahl an das  
licht gesetzt wird.

Allen Geiftlichen und weltlichen, Gesanden, Sachwaltern, Rednern,  
Poeten und Liebhabern unsrer Sprache nöthig  
und nuzlich.

Durch

Etliche Mitglieder der Höchlöblichen

Fruchtbringenden Gesellschaft.

Damit ist Punkt drei berührt: die „kunstföliche“ und „lehrrihtige“ Aufbereitung des Wortmaterials. Das sind nur andere Termini für das Analogieprinzip, dessen konsequente Anwendung die Gelehrten der Zeit als die eigentliche Arbeit des grammatisch orientierten Lexikographen ansehen. Harsdörffer versteht darunter eben die vor allem von Schottel erarbeitete wortbildnerische Gliederung des Wortmaterials in Stammwort, Ableitung und Zusammensetzung. Er fügt seinem Programm auch einen Probeartikel *Brieh, Brechen* hinzu. Mit der Form des Imperativs und der des Infinitivs ist die „Radix“, die Wurzel angegeben. Neben der „formatio radicis“, d.h. der Angabe der Stammformen und deren Konjugation, der eigentlichen („Significatio ppria“) und uneigentlichen („Significatio imppria“) Bedeutung werden auch die die „Synonyma“, „homonyma“ und „Cognata“ angegeben. Sodann werden ausführlich die „Rad. Suffixa“, die „Composita“ und „Rad. praefixa“ aufgezählt. An diesem Punkt konnte der Lexikograph die Analogie als lexikographisches Prinzip einsetzen, d.h. in diesem Fall Suffixe und Präfixe der deutschen Sprache mit der „Wurzel“, d.h. hier dem Infinitiv, kombinieren. So bringt Harsdörffer unter dem Abschnitt „Rad. praefixa“ u.a. folgende Verben: *abbrechen, aufbrechen, ausbrechen, bebrechen, durchbrechen, entbrechen, einbrechen, gegenbrechen, hineinbrechen, hervorbrechen, nachbrechen, niederbrechen, verabbrechen, wegbrechen, zubrechen, zerbrechen, verbrechen, durchbrechen*. Ob die Verben *bebrechen, gegenbrechen, verabbrechen, zubrechen* auch der Sprachrealität angehört<sup>75</sup>, war nicht das Entscheidende. Diese Wortbildungen kombinierten gängige Präfixe mit einem gängigen Verbalstamm. Sie waren analog und deshalb richtig gebildet und hatten ein Anrecht auf einen Platz im Gefüge des deutschen Wortschatzes. Doch nicht nur in dieser Vereinzlung führt Harsdörffer den Wortschatz auf. Er umgibt ihn z.T. auch mit „redarten, phrases“ (Punkt vier). Neben der Erarbeitung der grammatisch-lexikalischen Bedeutung fordert er, daß die aktuelle Bedeutung im Kontext erfaßt wird: „dardurch der gebrauch der wörter erhellet, und müssen solche gezogen werden auß vermeldten Scribenten“. Insofern bemüht sich Harsdörffer also, den Inhalt seines Wörterbuchs zu aktualisieren und über die Suche nach uralten und zahlreichen Stammwörtern – einem der Hauptanliegen Schottels – hinauszugelangen. Das, was Gueintz noch getrennt aufführt („Wörterbuch“ und „Redensartbuch“) erscheint bei ihm zusammengefaßt. Er belastet seinen Entwurf geradezu, indem er daneben auch noch „lehrreiche Sprüche“ fordert: „und müssen nun bei iedem Stammwort auch die realia folgen, ohne welche das wortbuch nicht bestehen kann“: das Wörterbuch als Reallexikon. Immerhin kann Harsdörffer damit für sich in Anspruch nehmen, das erste ausgearbeitete Konzept für ein deutsches Wörterbuch geliefert zu haben. Er erkannte hierin spezifische Aufgaben, die ein solches auch zu erfüllen hat: u.a. die Bedeutung der Wörter im Kontext zu erarbeiten. Fürst Ludwigs Gutachten zu Harsdörffers Entwurf<sup>76</sup> beschränkte sich auf die „Stamm- und

<sup>75</sup> Diese vier Verben sind weder im DWb noch in denen von Stieler, Steinbach, Frisch (für *zubrechen* S. 483 historischen Beleg) Adelung, Campe nachzuweisen.

<sup>76</sup> Krause, Ertzschrein, a.a.O., S. 395–397.

Grundwörter“ und deren historische und grammatische Fixierung und Normierung. Innerhalb der gelehrten Diskussion stand dieser Punkt im Vordergrund.

Drei Jahre später (1651) holte Schottel in der „Zehende(n) Lobrede“ der 2. Auflage seiner „Teutschen Sprachkunst“ nach, was er 1641 versäumt hatte: Er gab „Einen unmaasgeblichen Bericht / wie ein völliges Lexicon in Teutscher Sprache zuverfertigen / [...]“ sei<sup>77</sup>. In der Einleitung spricht er – charakteristischerweise – zuerst über den von ihm beobachteten Zusammenhang von Pflege der Muttersprache und „Tugendlust“ bei den Griechen und Römern, solchermaßen Verbindung auch für sein deutsches Vaterland erstrebend. Sodann weist er empört den Vorwurf zurück, die deutsche Sprache habe nur annähernd 1000 Stammwörter, wovon 800 auf hebräische, griechische und lateinische Wurzeln zurückgingen. Erst nach diesen Präliminarien – man sieht, was er außer linguistischen Aspekten auch mit dem Wörterbuch verbindet – kommt er auf das „völlige Lexicon der Teutschen Sprache“ zu sprechen. Ein kurzer Exkurs erwähnt die Vorgänger, als „vortrefflichen Mann D. Georgius Henischius“ und seinen Thesaurus von 1616. Bezeichnenderweise kritisiert Schottel an Henisch, daß „die positio thematum, wie auch derivatio und compositio oftmals übergangen und misgesetzt“<sup>78</sup>. Diese Lehre vom Stammwort, von der Ableitung und Zusammensetzung, wurde erst durch Schottel in den Rang einer Wissenschaft erhoben und konstitutiv für Grammatik und Wörterbuch<sup>79</sup>. Auch in Schottels Entwurf findet man die für Harsdörffer herausgearbeiteten vier Hauptgesichtspunkte: 1. Vollständigkeit, 2. auf literarischen Quellen ruhend, 3. „kunstfugliche“ Anordnung und 4. Kontextsemantik wieder – nur in anderer Akzentuierung und Reihenfolge. Vollständigkeit verfiht Schottel in erster Linie für die „unmangelbare Zahl aller Teutschen Stammwörter“, wofür er lateinische, französische oder griechische Interpretamente fordert. Sodann beschreibt er zu Punkt drei ausführlich, wie der Wortschatz wortbildnerisch zergliedert (nach Stammwort, „Hauptendung“ = Ableitungssuffix, „Verdoppelung“ = Komposition und Präfixbildung) sowie grammatisch fixiert (durch „genus, casus genitivus und numerus pluralis“) werden soll: „kunstfugliche“ Anordnung interessiert den Grammatiker Schottel erst einmal. Danach kommt er auf einen Punkt (fünf) zu sprechen, den Harsdörffer unerwähnt ließ: Schottel verlangt, daß im Wörterbuch „die Teutschen Wörter aus dem Grunde Teutscher Deutung erklärt würden / und müsten zu dessen Behuf die Teutschen Bücher durchsuchet / der Teutsche rechte Gebrauch zu rahte gezogen seyn / [...]“. Die Etymologie steht im Dienste der Verherrlichung der Muttersprache, sie ist abzulesen aus dem deutschen rechten Gebrauch. Was dieser rechte Gebrauch sei, entscheidet wiederum der Etymologe und Lexikograph. Auch dieser Punkt lenkt

<sup>77</sup> Teutsche Sprachkunst [...], S. 293–305.

<sup>78</sup> a.a.O., S. 296.

<sup>79</sup> Vgl. M. H. Jellinek, 1. Halbbd., a.a.O., S. 138f., der auf Vorläufer der „Zergliederung“ hinweist: „Der Begriff der Wurzel wird schon im 16. Jahrhundert hin und wieder aus der hebräischen Grammatik übernommen.“ Doch: „Schottelius hat zuerst eine Theorie der Zusammensetzung gegeben. In der Wortbildungslehre liegt Schottels eigentliche Bedeutung für die Entwicklung der grammatischen Technik.“

auf die normative Aufgabe des Wörterbuchschreibers. In diesem Zusammenhang kommt er auf Punkt zwei, die Quellen, zu sprechen. Als „vornehmste Arbeit [...] müßte fleißig aufgesuchet werden / was in Bergwerken / Handwerken / Mühlwerken / schiffarten / Fischereien / Waidwerken / Buchdruckereien / Kräuterkunst / Philosophie / Künsten / Wissenschaften / und anderen Facultäten für sonderliche / und nicht in gemeine bekante / doch aber gute und gebräuchliche Wörter vorhanden wehren [...]“. Man muß sich also vorstellen, daß der dem Lexikographen bekannte Wortschatz aus jenem Katalog der Fachsprachen ergänzt werden soll („gute und gebräuchliche Wörter“), wodurch ein Wörterbuch der Gemeinsprache entsteht. Neben diesem Wortschatz müßten schließlich (Punkt vier) „die gebräuchlichsten Redarten / liebliche Sprichwörter / schöne Lehrsprüche [...] seyn / daß / so viel tühlich / einem jeden Worte / ein solcher Beisaz / Erklärung und Licht gegeben / [...]“. Auch hier also die Forderung, den Lemmata durch Einbettung in den Kontext semantische Lichter aufzusetzen.

Wertend kann man feststellen, daß Schottel noch energischer und detaillierter grammatisch analysiert und die normative Aufgabe des „völligen Lexicons“ beschreibt. Grammatik und Lexikographie bedingten einander. Die Theoretiker um Schottel versuchten im wesentlichen, von der Form her den Wortschatz zu erschließen. Sie wollten das Wort in seinen grammatischen Funktionen fassen. Die „grammatikalische Bedeutung“, die Form, stand im Mittelpunkt ihres Interesses. Die Substanz, die „lexikalische Bedeutung“, wurde vernachlässigt. Selbst in der Sicht moderner Konzeptionen ist das ein methodisch korrekter Ansatz: „Für die Lokalisierung und wenigstens approximative Erfassung der Substanz ist also nichts so wichtig wie die grammatikalische Bedeutung des betreffenden Wortes, d.h. die Summe seiner möglichen grammatikalischen Beziehungen darzustellen. Denn diese grammatikalischen Beziehungsmöglichkeiten sind offenbar die geheimnisvollen, aber unausweichlichen Bahnen, in denen unser Denken verläuft“<sup>80</sup>.

Dieser ersten Phase der Diskussion folgte rund 50 Jahre später eine zweite der theoretischen Bemühung. Sie steht im Zusammenhang mit der Gründung der Berliner Societät der Wissenschaften (1700) und ist vorbereitet durch Johannes Böldikers „Grund-Sätze Der Deutschen Sprachen im Reden und Schreiben“ von 1690<sup>81</sup> und Leibnizens „Unvorgreifliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache“ von 1697<sup>82</sup>. Böldiker ent-

<sup>80</sup> Hansjakob Seiler, Lexikographie und Grammatik. In: Festschrift Bruno Snell. München 1956, S. 240.

<sup>81</sup> Cölln an der Spree 1690.

<sup>82</sup> Der ursprüngliche Titel des ersten Manuskripts war: „Unvorgreifliche Gedancken betreffend die auffrichtung eines Teuschgesinneten Ordens.“ Der im Text zitierte Titel ist der des ersten Drucks von 1717 (hrsg. durch Johann Georg von Eccard). Siehe dazu Sigrid v. d. Schulenburg, Leibnizens Gedanken und Vorschläge zur Erforschung der deutschen Mundarten, Berlin 1937, S. 20 (Anm.); Paul Pietsch, Leibniz und die dt. Sprache. Berlin 1902 bis 1908 (Wiss. Beihefte zur Zs. des Allg. Dt. Sprachvereins. 4. Reihe), S. 265–371. Krit. Abdruck S. 327–356.

wirft in der Vorrede „programmatische Leitgedanken“<sup>83</sup> zu einem vollständigen Wörterbuch, das im Sinne Schottels die „kunstrichtige Verfassung“ der deutschen Sprache garantieren soll. Doch zugleich möchte er – wie Gerhard Powitz a.a.O. ausführt – den Gesamtwortschatz der deutschen Sprache erfassen. Der Plan läßt erkennen, „daß nicht daran gedacht war, die Darstellung auf das in der Gemeinsprache der Gegenwart Gültige zu beschränken“<sup>84</sup>. Zugleich betonte Bödiker in der Nachfolge Harsdörffers und Schottels, daß „die Hochdeutsche Sprache [...] keine Mundart eines einigen Volcks oder Nation der Deutschen (sei), sondern aus allen durch Fleisz der Gelahrten zu solcher Zierde erwachsen und in ganz Deutschland üblich“<sup>85</sup>. Bödiker beeinflusst mit seinem Konzept Johann Leonhard Frisch, der seine Grammatik in der vierten und fünften Auflage 1723 und 1729 herausgab und „zum Anhang mit einem Entwurff und Muster eines Teutschen Haupt-Wörter-Buchs“ vermehrte.

Die lexikographischen Vorschläge, die Leibniz in seinem Traktat sieben Jahre später formulierte, zielten auf Teilwörterbücher. Das, was bei Harsdörffer und Schottel in einen Entwurf genommen war unter besonderer Berücksichtigung der Gemein- und Hochsprache, möchte Leibniz auseinandernehmen: in ein Wörterbuch der Gemeinsprache, in eins der Fachsprachen und in eins der Mundarten und des historischen Wortschatzes, das zugleich ein etymologisches Wörterbuch beinhaltet<sup>86</sup>. Er denkt zudem an „gewisse Neben-Dictionaria“, wovon eins auch den „Phrases“ gewidmet sein soll. Außerdem macht er sich Gedanken, welche Wörterbücher „nach dem Alphabet“ und welche „nach der Natur“, also nach Sachgruppen, „nach den Sorten der Dinge“, einzurichten seien<sup>87</sup>. Bei Leibniz ist das Wörterbuch der Gemein- oder Hochsprache somit nur eins unter anderen. Seine Anregungen wurden gleichfalls von Johann Leonhard Frisch aufgenommen<sup>88</sup>, der 1. „das Usuale generale“, 2. „das Usuale speciale oder Technicum“, 3. „das Archaeologum“, 4. „das Eponymologicum“ [die „nomina propria“], 5. „das Etymologicum“ und 6. „das Criticum, [...] Anmerkungen bei jedem Wort, und was etwan zur Teutschen Philologie gehört“<sup>89</sup>, in sein Wörterbuch aufzunehmen gedachte. In seinem Wörterbuch von 1741 mußte er dann vor allem Abstriche bei Punkt drei, „der Verwandtschaft vieler noch gebräuchlichen Wörter mit dem alten gothischen, Angelsächsischen und andern noch bis jetzt gewöhnlichen Sprachen“<sup>90</sup>, bei Punkt vier, den „nomina

<sup>83</sup> Gerhard Powitz, *Das deutsche Wörterbuch Johann Leonhard Frischs*. Berlin 1959, S. 62. Zu Bödikers Entwurf im einzelnen dieser S. 62–65.

<sup>84</sup> Powitz a.a.O., S. 62.

<sup>85</sup> Zitiert bei Paul Pietsch, *Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache*. Breslau 1883, S. 96.

<sup>86</sup> In seiner Terminologie: „Sprachbrauch, auff Lateinisch Lexicon; das andere Sprach-Schatz oder cornu copiae; das dritte Glossarium oder Sprachquell [...]“ a.a.O., S. 337.

<sup>87</sup> a.a.O., S. 348.

<sup>88</sup> Vgl. dazu L. H. Fischer (Hrsg.), *Joh. Leonh. Frischs Briefwechsel mit G. W. Leibniz*. Berlin 1896, S. 61f.

<sup>89</sup> Joh. Leonh. Frisch. *Specimen Lexici Germanici oder Ein Entwurff sampt einem Exempel wie er sein Teutsches Wörter-Buch einrichtet* [...] Berlin [...] 1723, S. 4.

<sup>90</sup> Frisch im Vorbericht zu seinem Wörterbuch von 1741, Bl. )( 1ʷ.

propria“ und Punkt sechs, dem „Criticum“ machen; dennoch wurde sein Wörterbuch im 18. Jahrhundert und darüber hinaus vor allem „zum Verständnis des nicht gemeinsprachlichen, nämlich altertümlichen, mundartlichen und fachsprachlichen Wortgutes der deutschen Sprache“ herangezogen und geschätzt<sup>91</sup>.

Diese Entwürfe von Bödiker, Leibniz und Frisch regten zwar die lexikographischen Bestrebungen der Berliner Societät der Wissenschaften an – die beiden letzten waren deren Mitglieder –; dennoch versuchte man hier in erster Linie, Anschluß an die normierenden Theoretiker des 17. Jahrhunderts zu gewinnen.

Am Tage der feierlichen Eröffnung der Societät, am 19. Januar 1711, hatte König Friedrich Wilhelm I. ausdrücklich gefordert, „die Societät solle ein vollständiges deutsches Wörterbuch herausgeben und sofort in die Arbeit eintreten“<sup>92</sup>. Adolf Harnack berichtet<sup>93</sup>, daß im Akademischen Archiv mehrere Aufsätze über die „Errichtung eines deutschen Wörterbuchs“ lägen, „größtentheils von des Hofpredigers Hand“. Dieser Hofprediger D. E. Jablonsky wurde bei der Einweihung zum Direktor der „classe Hist.-Philol. Ecclesiast. et. Oriet.“<sup>94</sup> gewählt. Harnack referiert aus dem Protokoll der ersten Sitzung, daß beschlossen wurde, „es sollte ein kritisches Werk werden in Bezug auf Rechtschreibung und Fremdwörter“<sup>95</sup>. Einen Entwurf aus des Hofpredigers Feder druckt Harnack ab<sup>96</sup>. Aus der vom König aufgetragenen Pflicht zur „Obsorge desjenigen, wass zu Erhaltung unser teutschen Hautsprache in ihrem natürlichen Selbstand, eigentümlicher Zier und anständiger Reinigkeit gereicht“, folgert Jablonsky, daß dazu unbedingt das deutsche Wörterbuch gehöre. Er erwähnt, ohne Leibniz zu nennen, dessen Vorschlag „eines dreifachen Lexici“. Er selbst meint jedoch, daß die Abfassung des Wörterbuchs am dringendsten sei, das „die Grundrichtigkeit erforschet“. Zum Schluß wird noch einmal deklariert, daß diese Grundrichtigkeit der „Schreibrichtigkeit [...] als eine zuverlässige Richtschnur gelten und angenommen werden möge“: Die normierende Aufgabe des Wörterbuchs wird am Anfang und Ende *expressis verbis* gefordert. Über die bei Schottel herausgearbeiteten fünf Hauptgesichtspunkte geht Jablonsky in zwei Details hinaus: Neben den „guten, reinen, üblichen und bekannten teutschen Stamm- und Wurzelwörtern“ möchte er die „aus fremden Sprachen [...] eingepflanzte(n) Wörter“ aufführen, jedoch nur die, die „als angenommene Kinder vor gleiche Rechtsgenossen angesehen werden mögen“. Das meint, was die Forschung später als Lehnwort definierte. Kontrolle dafür soll die etymologische Analyse sein. Zum ändern möchte er keine französischen oder lateinischen Interpretamente. Er verweist als Vorbild dafür auf das „Dicti-

<sup>91</sup> G. Powitz, *Das dt. Wb. J. L. Frischs*, S. 185.

<sup>92</sup> Adolf Harnack, *Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*. 1. Bd., 1. Hälfte. Berlin 1900, S. 177.

<sup>93</sup> a.a.O., S. 193.

<sup>94</sup> a.a.O., S. 194.

<sup>95</sup> a.a.O., S. 177.

<sup>96</sup> a.a.O. 2. Bd.: *Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften*, S. 223–225.

onaire de l'Academie franchoise<sup>97</sup>, meint aber zugleich, man könne doch evtl. „dem Exempel des italiänischen Dictionarii della Crusca“ folgen (das lateinische Interpretamente hatte). Durch diesen Vergleich werden zudem die Relationen sichtbar, in die Jablonsky seinen Entwurf gestellt sehen möchte.

Eine nur in Details abweichende Fassung von der, die Harnack nach dem Archivmaterial der Akademie mitteilte, druckte Gottsched 1738 in seinen „Beyträgen zur Critischen Historie [...]“ ab<sup>98</sup>. In einer Anmerkung erklärte er, daß dieser Entwurf von Jablonsky an von Besser geschickt, von diesem aber „1721. in die Hände eines Mitgliedes unserer Gesellschaft gekommen“ sei. Daß Gottsched diesen Entwurf in seiner Zeitschrift brachte, zeigt, daß er mit der Grundkonzeption übereinstimmte. Auch sein vornehmstes lexikographisches Ziel war normative Festsetzung des Sprachgebrauchs<sup>99</sup>. Zweifel und Kritik an Frischs inzwischen erschienenem Wörterbuch betrafen vor allem diesen Bereich, den Gottsched bei Frisch zugunsten einer weiteren Konzeption vernachlässigt fand<sup>100</sup>. Mit Gottsched nimmt dann diese zweite Phase lexikographischer Planung ihr Ende, die mit Bödiker und Leibniz begann und im Umkreis der Berliner Societät ihre stärksten Impulse empfing. In dem Briefwechsel Gottscheds mit dem Benediktiner Placidus Amon, tätig in Melk und Traiskirchen (Österreich), haben wir ein weiteres Dokument für Gottscheds lexikographisches Interesse<sup>101</sup>. Amon plant, ein deutsches Wörterbuch zu schreiben und fragt Gottsched um Rat. Es soll ein Wörterbuch der Gegenwartssprache werden, das Sprachnormen setzt. Amon betrachtet Gottsched als die Autorität. In einem Brief an Gottsched berichtet er, er möchte Frisch und Steinbach zugrunde legen, tadelt jedoch sofort deren Fehler: „So werde ich es mir bestens angelegen seyn lassen, alles in eine Richtigkeit zu bringen, und mich dabey mehrentheyls an die Grundlegung der deutschen Sprachkunst [sc. Gottscheds], und anderer Schriften [...] sorgfältig zu halten“<sup>102</sup>. Bei solch wissenschaftlicher Hochachtung erteilt Gottsched natürlich gerne Ratschläge, spricht aber gleichwohl von der „Größe

<sup>97</sup> In der Fassung, die Gottsched im 5. Bd. 19. Stück, S. 480–488 seiner „Beyträge Zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, [...]“ abdruckt. Siehe dazu unten.

<sup>98</sup> Siehe die vorhergehende Anmerkung.

<sup>99</sup> Gottsched druckt noch einen „Fernerer Entwurf Eines Teutschen Wörter-Buchs“ a.a.O., S. 488–493 ab. Dieser ist nur eine gekürzte Fassung des ersten. Es wird einer der verschiedenen Entwürfe Jablonskys sein, auf die Harnack aufmerksam macht (s. S. 100 dieser Arbeit). Lediglich der Hinweis, daß man dem alphabetisch nach Stammwörtern – worunter dann die Ableitungen und Zusammensetzungen stehen – geordneten Werk einen alphabetischen Index begeben solle (für diejenigen, „so sich mit Erforschung der Stammwörter nicht zu behelffen wissen“), ist neu.

<sup>100</sup> S. dazu G. Powitz, *Das dt. Wb. J. L. Frischs*, S. 182f.

<sup>101</sup> Die Korrespondenz ist abgedruckt bei Rudolf Schachinger, *Die Bemühungen des Benedictiners P. Placidus Amon um die deutsche Sprache und Litteratur*. In: *Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner und Cistercienser-Orden [...]* 10. 1889, S. 96–106; 282–290; 477–485; 644–660. – Vgl. auch Otto Basler, *P. Placidus Amon. Ein Beitrag zu den Anfängen der altdeutschen Studien in Österreich im 18. Jh.* In: *Germanica* [Festschrift Eduard Sievers]. Leipzig 1925, 5, 1–38.

<sup>102</sup> a.a.O., S. 102. – Brief vom 2. März 1752.

der Arbeit“, der sich Amon zu unterziehen gedenke<sup>103</sup>. An neuen Gesichtspunkten in dieser Diskussion taucht auf, daß Gottsched und auch Amon nunmehr die bisher erschienenen neuen Wörterbücher als Quellen zu benutzen gedenken, die einer kritischen Prüfung zu unterziehen seien<sup>104</sup>; daß Amon zudem die „Gottschedischen Schriften“ zur Grundlage der zu exzerpierenden Redensarten nehmen will<sup>105</sup>; daß ausdrücklich die Anordnung und Einrichtung nach den „grammatischen Lehrsätzen“ Gottscheds vorgenommen werde<sup>106</sup>: Der sächsische Kunstrichter entwarf in dieser Korrespondenz ein Wunschbild von dem, was er selbst nicht ausführen konnte<sup>107</sup>.

Nach Gottsched setzt dann in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts eine dritte Phase lexikographischer Planung und Theorie ein. Vor allem Schriftsteller beteiligen sich (wieder) an der Diskussion, die man nun aber im engeren Sinne nicht mehr zugleich als Fachgelehrte bezeichnen kann (wie Schottel oder Harsdörffer): Lessing, Nicolai und Klopstock seien hier genannt. Für das eigentliche Programm eines normativen Wörterbuchs bringen sie keine weiterführenden Gesichtspunkte. Im Gegenteil: Sie lockern die tradierten Konzepte auf. Zwar behält Lessing den Ansatz bei, daß die Lexikographie die zeitgenössische Literatursprache zu verbessern und zu verfeinern habe; aber er glaubt, dieses Ziel durch die Öffnung gegenüber historischen Sprachschichten und Provinzialismen zu erreichen<sup>108</sup>. Auch Friedrich Nicolai möchte „alle Sprachperioden [...] gleichmäßig berücksichtigen und beengende Sprachnormen“ vermeiden<sup>109</sup>. Diesen Schriftstellern geht es eindeutig um die schöne Literatur und ihre Förderung durch die Lexikographie: „Wann wir nur über alle gute Deutschen Schriftsteller solche Register hätten, als wir neulich über den Logau erhalten haben, wie leicht würde es nicht seyn zu einem vollständigen Deutschen Wörterbuch zu gelangen“, schreibt ein Rezensent 1760 in den von Friedrich Nicolai herausgegebenen „Briefen die Neueste Litteratur betreffend“<sup>110</sup>. Klopstock hingegen betont in einem knappen Kapitel seiner deutschen Gelehrtenrepublik (1774)

<sup>103</sup> a.a.O., S. 105.

<sup>104</sup> a.a.O.; und zwar: Henisch, Stieler, Frisch, Steinbach. Gottsched bemerkt am 25. Mai 1752: „Henischens Sprachschatz haben wir nur zum Theile [...] Stielers Wörterbuch ist voll erdichteter neuer Wörter [...] Steinbach will alles nach der schlesischen Mundart einrichten [...] Frisch aber ist ein Märker, wo man mehr plattdeutsch als hochdeutsch spricht; daher klebt ihm viel unrichtiges an.“

<sup>105</sup> a.a.O., S. 645.

<sup>106</sup> a.a.O., S. 283; 644.

<sup>107</sup> Vgl. hierzu Johannes H. Slangen (Hrsg.), Gottsched, Johann Christoph, Beobachtungen über den Gebrauch und Missbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten. Straßburg und Leipzig 1758. Utrecht 1955. In der Einleitung und dem Kommentar von Slangen bes.: Gottsched als Lexikograph, S. 10ff.

<sup>108</sup> Zu diesem Komplex im ganzen Arthur Hübner, Lessings Plan eines deutschen Wörterbuchs. In: Kleine Schriften zur deutschen Philologie. Berlin 1940, S. 235–245.

<sup>109</sup> Max Müller, Wortkritik und Sprachbereicherung in Adelungs Wörterbuch. Berlin 1903 (Palaestra. 14), S. 3.

<sup>110</sup> VIIter Theil. Berlin 1760. Das „Register“, auf das der Rezensent (eines Buches des Franzosen Prémontal über „[...] la Corruption de la Langue Françoise [...]“) hier anspielt, ist Lessings Logau-Wörterbuch.

„Von einem zu schreibenden deutschen Wörterbuche“ die Bedeutungsvielfalt eines einzigen Wortes, „besonders wenn es viele und bedeutende Abkömmlinge hat [...]“<sup>111</sup>. Hier fordert er den Krieg der Lexikographen „Aller gegen Alle“<sup>112</sup> und fragt skeptisch, ob man eine lebende Sprache jemals ganz festsetzen könne; evtl. zu Festsetzungen „veranlassen“ könne „das kleine Häuflein Untersuchender“<sup>113</sup>. So begann die Auflösung der normativen Konzeption eines Wörterbuchs schon in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diese Auflösungserscheinungen waren auch Ausdruck der literarischen Entwicklung der Zeit, die Eric A. Blackall u.a. als den „Aufstand gegen die absolute Vorherrschaft rationalistischer Kriterien“ beschrieb<sup>114</sup>. Aber die Theorie eilte, wie so oft, der Praxis voraus. Die normativen Wörterbuchschreiber waren noch bei der Arbeit.

## VI. Normative Wörterbuchpraxis: „Kunststücke“ und „Kunstgriffe“

Die Prinzipien ihrer praktischen lexikographischen Arbeit formulierten sie in den Vorreden zu ihren Wörterbüchern. Sie zogen das Resumée und gaben eine Rechtfertigung ihrer Arbeit: Vorworte sind fast immer Nachworte. Gezeichnet von der Mühsal lexikographischen Sammelns geben sich diese Berichte weit weniger luftig und umfassend als die theoretischen Entwürfe. Sie sind dafür praxisbezogener und konkreter. Das gesammelte Wortmaterial übernahm eine korrigierende Funktion.

Die theoretische Fundierung des normativen Aspektes (in den Vorreden) und dessen Praktizierung in den herausragenden Wörterbüchern der Zeit sollen im folgenden beschrieben werden. Zu diesen Wörterbüchern zählen das von Kaspar Stieler (1691)<sup>115</sup>, Christoph Ernst Steinbach (2. Auflage 1734)<sup>116</sup>, Johann Christoph Adelung (2. Aufl. 1793–1801)<sup>117</sup> und Joachim Heinrich Campe (1807–1811)<sup>118</sup>. Daneben soll der von A bis G reichende frühe Versuch Georg Henischs (1616) zum Vergleich herangezogen werden<sup>119</sup>; nicht als normatives Beispiel eines Wörterbuchs: wohl aber, weil Schottel und andere Theoretiker der Fruchtbringenden Gesellschaft sowie die oben aufgeführten Lexikographen

<sup>111</sup> Die deutsche Gelehrtenrepublik, ihre Einrichtung, ihre Gesetze, Geschichte des letzten Landtags. In: Klopstock's sämtliche Werke. 8. Bd. Leipzig 1856, S. 231.

<sup>112</sup> a.a.O.

<sup>113</sup> a.a.O., S. 232.

<sup>114</sup> Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache. 1700–1775. Stuttgart 1966, S. 398.

<sup>115</sup> Der Deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs / oder Teutscher Sprachschatz / [...] Nürnberg [...] 1691.

<sup>116</sup> Vollständiges Deutsches Wörter-Buch vel Lexicon Germanico-Latinum [...] Breßlau, [...] 1734 (2 Bde.).

<sup>117</sup> Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, [...] Leipzig 1793 (–1801. 4 Bde.).

<sup>118</sup> Wörterbuch der Deutschen Sprache. [...] Braunschweig, 1807 (–1811. 4 Bde.).

<sup>119</sup> Teütsche Sprach vnd Weißheit. [...] Paris Prima [...] Augustae Vindelicorum [...] M.D.C.XVI.

das Wörterbuch Henischs als – unzulänglichen – Vorläufer akzeptierten. Außerdem sollen zwei Wörterbücher in die praktische Prüfung mithineingenommen werden, die ihr Konzept u.a. Leibniz und seinen Anregungen sowie den Bedürfnissen des Fremdsprachenunterrichts verdanken: das Wörterbuch von Johann Leonhard Frisch (1741)<sup>120</sup> und das „Teutsch-Italiänische Dictionarium“ von Michael Kramer (1700–1702)<sup>121</sup>. Die in den Anmerkungen notwendigerweise verkürzt zitierten Titel geben ein falsches Bild. Wie Harsdörffers Wörterbuchentwurf geben die Titel von Henisch, Stieler, Kramer und Frisch Inhaltsangabe und Disposition zugleich. Die Abbildungen 2–5 sollen das deutlich machen.

Hinsichtlich der vorwiegend normativen Wörterbuchprogramme kann man zusammenfassend feststellen, daß die Theoretiker die „kunstrichtige“ Verfassung der deutschen Sprache garantiert sahen durch die grammatische Analyse und Fixierung des Wortmaterials sowie durch die wortbildnerische Zergliederung. Diese erlaubte es, nach dem Prinzip sprachwissenschaftlicher Analogie den Wortschatz zu gliedern. Für die praktische Arbeit hatte das zur Folge, dass gefordert wurde, die Wurzel (das Stammwort) jeweils als Lemma anzusetzen, wobei die Kompositionen und Ableitungen, die jeweils analog gebildet und deshalb richtig waren, dem Stammwort unterzuordnen seien. Lediglich in der Diskussion zwischen Gottsched und Amon gab es Ansätze, obersächsische Quellen, eben das Werk Gottscheds, bei der Exzerpierung in den Vordergrund zu stellen und damit als vorbildlich und verbindlich zu erklären. Diese „Grammatik“ im Wörterbuch, die als konstitutives Element des normativen Wörterbuchs angesehen wurde – das lexikographische Verfahren als solches ist älter<sup>122</sup> –, wurde natürlich auch von den Praktikern an das gesammelte Material herangetragen, wenn auch in unterschiedlicher Konsequenz und z.T. unterschiedlicher Intention. Ein Vergleich etwa der Behandlung des „Stammwortes“ *Adel*, seiner Zusammensetzungen und Ableitungen (*edel*) kann das zeigen. Am konsequentesten verfährt hier Kaspar Stieler, der erste normierende Wörterbuchschreiber. Er ordnet alle möglichen Zusammensetzungen, etwa *Amtsadel*, *Blutadel*, *Erbadel*, *Landadel*, *Stadtadel*; wie auch die Ableitungen *adlich* und *edel* ohne Rücksicht auf das Alphabet dem Stammwort unter. Zu *edel* bemerkt er: „nonnulli Aedel per ä scribunt, cùm ab Adel descendat.“ Dennoch möchte er der üblichen Aussprache und dem vorherrschenden Gebrauch den Vorzug geben, was ihn veranlaßt, das Lemma *edel* anzusetzen, aber gegen den Gebrauch nicht unter dem Buchstaben *e*.

<sup>120</sup> Teutsch-Lateinisches Wörter-Buch, [...] Berlin [...] 1741.

<sup>121</sup> Das herrlich Grosse Teutsch-Italiänische Dictionarium [...] Erster Theil. [...] Nürnberg 1700 [2. Aufl. Nürnberg 1724]. Anderer Theil [...] Nürnberg 1702.

<sup>122</sup> Vgl. T. Starnes de Witt, Renaissance Dictionaries. English-Latin and Latin-English. Austin and Edinburgh 1954, S. 343: „In the sixteenth century three methods of arranging words in the Dictionary were in vogue: the topical, in which the words are collected under general headings [...]; the etymological, in which the primitive or root word is placed first and the derivatives after and the alphabetical [...] order of arrangement.“



Der  
 Deutschen Sprache  
 Stammbaum und Fortwachs/  
 oder  
 Deutscher  
 Sprachschatz/  
 Worinnen

alle und iede teuffche Wurzeln oder Stammwörter.  
 so viel deren annoch bekant und iezo im Gebrauch seyn /  
 nebst ihrer Antunft/ abgeleiteten/ doppelungen/und vornemsten  
 Redarten / mit guter lateinischen Tolmetzung und  
 kunstgegründeten Anmerkungen befindlich.

Samt einer

Hochteuffchen Letterkunst/ Nachschuß  
 und teuffchem Register.

So Lehrenden als Lernenden / zu beider Sprachen  
 Kundigkeit / nötig und nützlich/  
 durch unermüdeten Fleiß in vielen Jahren gesamlet  
 von dem

Späten.



Nürnberg /  
 in Verlegung Johann Hofmanns/ Buch- und Kunsthandlers daselbst.  
 Gedruckt zu Altdorf/ von Heinrich Meyern/ der löbl. Univ. Buchdruckern.

Im Jahr des Herrn 1691.

Das herrlich-große  
**Deutsch - Italianische**  
**DICTIONARIUM,**  
 Oder  
**Wort- und Red - Arten - Schatz**

Der unvergleichlichen  
**Hoch-deutschen Grund- und Haupt - Sprache,**  
 Wie selbige heut zu Tage an dem Hofe, Kammern zc. Ihro Kayf. Maj. Chur- und  
 anderer Fürsten und Herren des H. Röm. Reichs; von Stands-, Gelehr- und Vornehmen,  
 auch sonst durchgehends aller Orten von feinen Leuten geredt und geschrieben wird.

Als eines ganz neuen/ gründlichen/ in zwey TOMOS abgetheilten  
 vollständigen Werkes

**Erster Theil;**

Worinnen erstlich in schöner A, B, C-Ordnung, vorgestellt, erforscht und erklärt  
 wird ein jegliches teutsches Stamm- oder Wurzel-Wort, als ein oder fruchtbarer Baum, aus welchem, vermittelt  
 dem höchst-verwunderlichen Kunststück der Ableitung und Doppelung, alle seine Derivata und Complicata  
 der Men- / Zeit- / und anderer Wörter; als lieblich grünende Zweige hervorprossen.

Aufs reichlichst außstaffirt, mit allen, theils eigentlichen, theils verblümt- und figurlichen

**Redens - Arten,**

nach Erforderung dero verschiedenen Bedeutung, Gebrauch, Construction,  
 Stellung und Anwendung.

Erweitert- und vortreflich beleuchtet mit den auserlesensten Kunst-Wörtern, welche  
 die Kirchs-, Stats-, Rechts-, Arzney-, Studir-, Kriegs-, Kauff-, Handwerks- und andere  
 Personen, von was Profession, Kunst, Gewerck, Ehun und Wesen sie immer seyn mögen, im Munde und in der Feder  
 führen; Zierlichst hervorerschmüdet / mit dero anverwandten Epithetis, Sinonymis, Antithetis, Flügelst- u. Sprachen/  
 Sprachwörtern/ nächststen Sitten- Lehren / als Denkmalen und Wahrzeichen der alt-teutschen Weisheit; Wie  
 nicht weniger mit manchen scharf-kündigen Ehern-Reden beluſtiget/ und/ kurz zu sagen/ mit allen/  
 heutiger Zeit beliebtesten und manlichstigen Sprach-Formulen angehäuffet.

Jedoch wird vorherz alles wol und regelmässig beſtätiget in dem Vorlauff

**Der rechten Grund- Feste der teutschen Sprach, oder Grammatica,**

Wiewo, nach der Lehre vom Aussprechen und Schreiben, das Register aller Stammwörter, der Handgriff schickliche  
 Derivata und Complicata zu formiren/ die übliche Richtigkeit vom Geschlecht/ Num. plurali und Declination der Nominum,  
 li. der Conjugation aller Verborum, samt anderer Zugehör (wie in der Vorrede und Register  
 zu sehen) denen Fremden zum Besten auf Italienisch vorgestellt wird.

Mit ganz besonderem Fleiß/ genaue Forschung und unermüderem Nachsinnen vieler Jahre,  
 allen Liebhabern und Kunstverständigen dieser Sprachen/ so Lehrenden als Lernenden zum hochnützlichen  
 Gebrauch/ auf diese, im Teutschen bisher o noch nie so geschene Art und Weise ausgearbeitet/  
 zusammen getragen/ und mit GOrt zum Stande gebracht

von  
**Matthia Kramer, der Occidentalischen Sprachen Professore, und der  
 Königlich- Preussischen Societät der Wissenschafften Mitglied.**

Mit Röm. Kayserl. Majestät allergnädigstem PRIVILEGIO.

Im Jahr M DCC XXIV.

Nürnberg/ In Verlegung Johann Andrea Enders Sel. Sohn und Erben.

Johann Leonhard Crisch  
 Deutsch=  
 Lateinisches  
 Wörter-Buch,

Darinnen

Nicht nur die ursprünglichen, nebst denen davon hergeleiteten  
 und zusammengesetzten allgemein gebräuchlichen Wörter;

Sondern auch die bey den meisten

Künsten und Handwerken, bey Berg- und Salz-  
 werken, Fischereyen, Jagd- Forst- und Haus- Wesen, u. a. m.  
 gewöhnliche Teutsche Benennungen befindlich,

Vor allen,

Was noch in keinem Wörter- Buch gesehen,

Denen Einheimischen und Ausländern, so die in den mittlern Zeiten geschriebenen  
 Historien, Chroniken, Übersetzungen, Reimen u. d. g. mit ihren veralteten  
 Wörtern und Ausdrückungen verstehen wollen,

möglichst zu dienen,

Mit überall beygesetzter nöthigen Anführung der Stellen, wo dergleichen in den Büchern zu finden,

Samt angehängter

Theils versicherten, theils muthmaßlichen Etymologie  
 und critischen Anmerkungen;

Mit allem Fleiß viel Jahr über zusammengetragen,

Und jetzt den Gelehrten zur beliebigen Vermehrung und Verbesserung  
 abtassen.

Nebst einem Register der Lateinischen Wörter.



Berlin,  
 Verlegt Christoph Gottlieb Nicolai  
 1741.

Die auf schnelle Auffindbarkeit eines Wortes drängenden Benutzer entschädigte er durch ein beigegebenes alphabetisches Register. Dieser Versuchung, die Sprachwirklichkeit auch im Ansatz des Stichwortes widerzuspiegeln, verfällt schon sein Nachfolger Christoph Ernst Steinbach. Zwar ordnet er die Zusammensetzungen *Erbadel*, *Landadel* und *Stadtadel* – *Amtsadel* und *Blutadel* fehlen, haben auch kein eigenes Stichwort – sowie die Ableitung *adelig* dem Lemma *Adel* unter; es erscheint auch *Aedel*, das „hodie plerumque scribitur cum simpliciter“. Dann aber kommt die Überraschung: „vide suo loco“. Damit war schon der erste Schritt zur Auflösung dieses etymologisch-deduktiven Prinzips der Lemmatisierung getan. Die Nachfolger setzten das konsequent fort. Adeling brachte zwar unter dem Stichwort *Adel* die Zusammensetzungen *Reichsadel*, *Landadel*, *Stadtadel*, aber nur zur Illustration seiner zweiten Bedeutung von *Adel*: „Mehrere mit der adeligen Würde begabte Personen.“ Dieselben Wörter erschienen an der entsprechenden Stelle des Alphabets als selbständige Lemmata. Das alphabetische Wörterbuch, auf einem rein mechanischen Prinzip aufbauend, war damit wieder zu Ehren gelangt. Im gleichen Sinne wie Adeling verfuhr sein Antipode Campe.

Sonderfälle stellen die Wörterbücher von Kramer (1700–1702) und Frisch (1741) dar. Jener bejahte für sein auch dem Fremdsprachenunterricht dienendes „Teutsch-Italiänisches Dictionarium“ ausdrücklich das Stammwortprinzip der Lemmatisierung, und er ist hierin „dem unvergleichlichen Schottelio [...] nach Möglichkeit gefolget“<sup>123</sup>. Er glaubte, daß durch solche „Kunst-stücke [...] die Sprach desto leichtlicher daraus könne erlernt werden“<sup>124</sup>. Seine lexikographische Praxis bietet aber einen Kompromiß. Zwar ordnet er unter *Adel* auch *Reichs-adel*<sup>125</sup> und *Stadt-adel* unter, aber er setzt diese Stichwörter unter R und S nochmals neu an. *Land-adel* und *Reichs-adel* bringt er nur an der entsprechenden alphabetischen Stelle. Die Ableitung *adelich* bringt er unter *Adel*, verweist aber hier nur auf *edel* unter *e*. Diesen z.T. zweifachen Ansatz eines Stichworts rechtfertigt er durch den zweifachen Zweck seines Wörterbuchs als „Lern- und Studir-“ sowie „Aufschlag-Buch“<sup>126</sup>. Außerdem verheißt er als Abhilfe des „kleinen Beschwermüs“ partieller etymologischer Lemmatisierung ein Register, das aber nicht erschien. Auf den gleichen Kompromiß steuert Frisch in seinem Wörterbuch zu. Er rechtfertigt das im „Vorbericht“ ausdrücklich gegen Steinbach im Hinblick auf die „Jugend“ und „die Ausländer“. So hat er, über Kramer hinausgehend, auch die Präpositionen (an der entsprechenden alphabetischen Stelle) „vor ihren Wörtern in der Composition gelassen“. Für Henisch kann hier das Urteil seiner Nachfolger teilweise bestätigt werden: Zwar setzt er jeweils ein Stammwort als Lemma an, bringt aber „allemal dessen gleichgültige Wörter (Synonyma), die abgeleiteten Wörter (deriuata), die Beywörter (Epitheta), die gebräuchlichsten Redensarten und Wortfügungen (Phrases), die

<sup>123</sup> „Hochnöthiger Vor-Bericht“, Bl. b1ʳ.

<sup>124</sup> a.a.O., Bl. d2ʳ. Sperrung von mir. H.H.

<sup>125</sup> Kramer macht die Wortbildung jeweils durch „Scheidstrichlein“ (Bl. d3ʷ) deutlich.

<sup>126</sup> a.a.O., Bl. d4ʷ.

Sprüchwörter (Proverbia) und denn endlich die bey den alten und neuern Deutschen übliche kluge Denksprüche (Sententiae) [...], weswegen er denn auch diesem Buche selbst die Aufschrift: Teutsche Sprache und Weisheit gegeben<sup>127</sup>. So bot er unter dem Lemma *Adel* auch den Namen *Altheit* (= *Adelheid*) und die Übersetzung von *Adel* in neun Sprachen. Steinbach merkte zu seinem Vorgänger Henisch charakteristischerweise an („Vorrede“ Bl. \*\* 3<sup>f</sup>): „die wahren Grundwörter sind nicht richtig beobachtet und die daher abstammenden Worte ordentlich beygesetzt worden; denn wenn solches wäre, wie können die Worte bethewen, bethewen [...] u.s.w. in den Buchstaben B, Gesund, Getrost, Gevögel in den Buchstaben G [...] gesetzt werden?“ Doch schon Frisch hatte sich sieben Jahre nach Steinbach dieselbe Freiheit wiederum herausgenommen. Immerhin zielte Henisch – wie der Titel andeutet – auf einen deutschen Thesaurus. Die Kunst der „Composition“ und „Derivation“ war für ihn kein konstruktiver Faktor der Lexikographie, sie war Zugabe.

So zeigt sich, daß das strenge Prinzip der Stammwortlemmatisierung erst durch Schottel eingeführt und nach ihm allmählich wieder aufgegeben wurde. Die Lexikographen schlossen Kompromisse mit dem alphabetischen Prinzip. Am Ende, bei Adelung und Campe, stand das alphabetische Wörterbuch. Die Möglichkeit, mit Hilfe der etymologischen Anordnung des Wortmaterials sprachnormierend in die Entwicklung einzugreifen, hatte sich als gering erwiesen. Schon bald wurde Kaspar Stieler, der strengste Verfechter dieser Methode, wegen seiner neu erfundenen Wörter getadelt, die er nichtsdestoweniger grammatisch, d.h. wortbildnerisch korrekt, bildete. Um bei dem angezogenen Beispiel zu bleiben: Solche Wörter wie *an-adeln*, *Mut-adel*<sup>128</sup> gehorchen zwar den postulierten Gesetzen der Wortbildung, blieben aber dennoch Gebilde aus der Retorte. Es mußten andere „Kunststücke“ hinzukommen, um die beabsichtigte sprachnormierende Wirkung zu erzielen.

In diesem Zusammenhang spricht der am Ende unserer Reihe normativer Wörterbücher stehende Joachim Heinrich Campe in der Vorrede zu seinem Werk von einem gewissen „Kunstgriff, die Würdigung der Wörter nach dem Grade ihrer Sprachrichtigkeit oder Verwerflichkeit, ihres Alters oder ihrer Neuheit, ihrer allgemeinen oder beschränkten Gangbarkeit in einzelnen Landschaften, ihrer größeren oder geringeren Würde oder ihrer Brauchbarkeit für die höhere oder niedrigere, für die ernste oder scherzende Schreibart, nicht durch Worte, sondern durch kleine, den Wörtern vorzusetzende Zeichen anzudeuten [...]“<sup>129</sup>. Dieser „Kunstgriff“, durch vorgesetzte Sternchen und Kreuzchen und andere phantasievolle Zeichen sprachlenkend und sprachnormierend auf den

<sup>127</sup> Gottsched in: Beyträge Zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache [...] Viertes Stück [...] Leipzig [...] 1733, S. 585. – Zu dieser Würdigung des Wörterbuchs von Henisch durch Gottsched a.a.O. S. 571–592 muß man greifen, um sich zu informieren.

<sup>128</sup> Das Grimmsche DWb. verweist Bd. V, 2794 unter *Mutadel* nur auf Stieler. *Anadeln* ist überhaupt nicht nachzuweisen. Schon Steinbach kritisierte („Vorrede“ Bl. \*\*4<sup>f</sup>), daß Stieler „Worte nach eigenem Belieben hinsetzt, die man doch nicht weder in gemeinen Reden noch Schriften braucht, als: *einen bangen*, [...] *neben billigen*, [...] *an alten* [...]“.

<sup>129</sup> I. Bd. 1807, S. V. Sperrung von mir. H.H.

deutschen Wortschatz einzuwirken, ist nicht, wie es scheinen könnte, Campes Erfindung. Wohl aber muß ihm die konsequenteste Ausweitung dieses Prinzips zugesprochen werden. Den normativen Lexikographen ist es zumindest seit Steinbach (1734) bekannt, dessen lateinische „Praefatio“ eine Legende von fünf Zeichen enthält:

- ‡ vocem non ubique usitatam,
- + vocem obsoletam,
- \*\* vocem ratione derivationis solum annotatam,
- ‡ vocem plebejam, quae in scriptis non adhibetur,
- \* vocem corruptam<sup>130</sup>.

Nach ihm nahm Frisch (1741) nur ein „Sternlein“ in Anspruch, um veralteten Wortschatz zu bezeichnen<sup>131</sup>. Adelung verzichtete in der ersten Auflage seines Wörterbuchs auf differenzierende Zeichen und arbeitete mit verbaler Charakteristik in einem Schema, das er in der Vorrede gab: „Ich habe zu dem Ende fünf Classen angenommen; 1. die höhere oder erhabene Schreibart; 2. die edle; 3. die Sprechart des gemeinen Lebens und vertraulichen Umgangs; 4. die niedrige, und 5. die ganz pöbelhafte [...] (die) [...] tief unter dem Horizonte des Sprachforschers, daher man sie hier nicht suchen darf, außer wenn einige besondere Umstände eine Ausnahme nöthig machten“<sup>132</sup>. In der zweiten Auflage tauchen dann plötzlich ein Sternchen (\*) und ein Kreuzchen (+) auf, die aber nicht erklärt werden und eigentlich auch hier überflüssig sind, weil Adelung seine verbale Charakteristik beibehält. Das Kreuz dient zur Markierung von Wortschatz des gemeinen Lebens und fachsprachlicher Terminologie und der Stern zur Bezeichnung lokalen und veralteten Wortschatzes. Campe bot dann am Ende eine Liste von vierzehn Zeichen und einen Zusatz: „Wörter, die allgemein üblich sind, und für jede Schreibart passen, haben gar kein Zeichen“<sup>133</sup>. Dies schien die Ausnahme zu sein. Ein Zeichen sprach für seine Aufrichtigkeit: © „Dergleichen Wörter, die von Campe herrühren [...]“<sup>134</sup>. Man sieht, die Sternchensetzung war durchaus individuell und nicht in sich gleichwertig. Eine wesentliche Aufgabe bestand darin, die drei Stilebenen zu bezeichnen. Adelung formulierte das in seinem allerdings verbalen Schema am klarsten. Auch Campe unterschied durch seine Zeichen die „niedrige“ und die „höhere Schreibart“, die er dann noch weiter differenzierte: „Niedrige, aber deswegen noch nicht verwerfliche Wörter“; „Niedrige Wörter, die ans Pöbelhafte grenzen.“ Steinbach bezeichnete hiervon nur die unterste Ebene: „Vocem plebejam“. Ferner wurden durch solche „Kunstgriffe“ „veraltete“ und „landschaftliche“ Wörter gezeichnet<sup>135</sup>.

<sup>130</sup> I. Bd. 1734 Bl. 6r.

<sup>131</sup> „Vorbericht“ Bl. )( 3v.

<sup>132</sup> I. Aufl. I. Bd. 1774, S. XIV.

<sup>133</sup> I. Bd. 1807, S. XXI.

<sup>134</sup> a.a.O.

<sup>135</sup> Auch kleinere Wörterbücher des 18. Jahrhunderts übernehmen die kunstvollen Zeichen. Benedikt Friederich Nieremberger schreibt in seinem „Deutschlateinisches Wörterbuch

Daß Stieler sie in seinem Wörterbuch noch nicht führte, besagt nicht, dass er auf deren Wirkung verzichtete: Er ersetzte sie durch verbale Zusätze: „zumal in diesem Wörterbuche allezeit beygesetzt worden / welches Wort und welche Redart unhöflich / unzüchtig und gotteslästerlich sey“<sup>136</sup>. Kramer hingegen pochte im „Hochnöthigen Vor-Bericht“ auf seine lexikographische Freiheit, da er nicht eine „Ethica oder Sittenlehre“ zu schreiben gedenke, sondern „ein vollständiges Teutsch-Italiänisch Wörter-Buch“, das „einige gantz natürliche Dinge andeutende Stammwörter / it. die etwa dahin gehörige Redarten“ nicht auslassen könne<sup>137</sup>. Immerhin räumte er ein: „Hab ich allzeit die Censur der Unehrbarkeit darzu gesetzt“<sup>138</sup>. Auch Henisch betonte, daß er kein „vulgare dictionarium“ schreibe, doch seine Energie richtete sich gleichfalls auf anderes. Sein Ziel war ein „opus omnibus ceteris lexicis plenius & perfectius“<sup>139</sup>. In seinem Bestreben nach Vollständigkeit ist „er viel weiter gegangen, und hat nebst den bekannten Wörter und Redens-Arten mit vieler Sorgfalt gesammelt, die man in jenen [den Glossaren des 16. Jahrhunderts] ganz vergebens sucht“<sup>140</sup>. Auszeichnungen in Gestalt der „Kunstgriffe“ oder verbale Zensuren fehlen bei ihm.

So zeigt sich, daß sowohl der frühe Versuch von Henisch (1616) als auch die Wörterbücher von Kramer (1700/02) und Frisch unter anderen Vorzeichen stehen. Diesen Wörterbuchschreibern geht es um Vollständigkeit (Henisch), wodurch zugleich ein getreues Spiegelbild der Sprachrealität gegeben werden soll (Kramer), die aber zugleich historische Dimensionen und den Fachwortschatz miteinbegreift (Frisch). Stieler, Steinbach, Adelung und Campe glaubten strengere Maßstäbe zu haben, vor allem für sozial und geographisch differenzierten Wortschatz: Die „Kunstgriffe“ und der verbale Ersatz beweisen es.

Stieler erklärt zudem in seiner „Zuschrift“, daß „die Richtschnur der Hochteutschen Sprache [...] das prächtige Dreßden / das heilige Wittenberg / und das Süßeste aller Städte / Leipzig / (sei) welches auch von ihrem Sprachen Zucker / dem sonst salzichten Halle solch eine milde Beysteuere verehret“<sup>141</sup>. Mit einem Wort: Die Städte Obersachsens haben die richtige Sprache. Hiervon ist natürlich der „gemeine Pöfel“ ausgenommen, wie weiter oben ausdrücklich betont wird<sup>142</sup>. Steinbach unterstreicht zwar immer wieder, daß die „Richtigkeit einer Sprache“ durch die „Grundwörter“ garantiert werde<sup>143</sup>. Allein, auch er fügt hinzu, daß er von seinen Landsleuten, den schlesischen Poeten, angeregt sei:

---

[...]“ Regensburg 1753 im Vorwort (Bl. )( 3r): „Da es aber billig war, diese von seinen guten und durchaus verständlichen Wörtern zu unterscheiden, so sind die beiden ersten Gattungen [veraltet und Provinzialismus] mit einem (\*), die letzere [Fremdwörter] aber mit einem (') bemerkt worden.“

<sup>136</sup> „Vorrede“ Bl. )( )( IV<sup>v</sup>.

<sup>137</sup> „Hochnöthiger Vor-Bericht“ Bl. (e) 3<sup>f</sup>.

<sup>138</sup> a.a.O.

<sup>139</sup> „Praefatio“ )( 4<sup>f</sup>.

<sup>140</sup> Gottsched in: *Beiträge Zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache [...] Viertes Stück*. Leipzig 1733, S. 584.

<sup>141</sup> Bl. )( iij<sup>v</sup> und folgende.

<sup>142</sup> „Vorrede“ Bl. )( )( <sup>v</sup>.

<sup>143</sup> „Geneigter und Deutschliebender Leser“ Bl. \*\*<sup>v</sup>.

„Ich würde oft nimmermehr auf diß oder jenes Wort, hätte mir Günther oder der Herr von Hofmannswaldau, nicht dazu Gelegenheit gegeben, gedacht haben [...]“<sup>144</sup>. Zuvor hatte er erklärt, er habe „was wenigens von Schlesischen Gedichten bey gefüget“<sup>145</sup> und noch weiter vorn fällt die Wendung: „[...] bey uns in Schlesien [...]“<sup>146</sup>. Diese Sprachlandschaft, seine Heimat, galt ihm offensichtlich als „Richtschnur“. Die schlesischen Poeten des 17. Jahrhunderts entfalteten eine späte Wirkung im normativen Wörterbuch. Bei Adelung steht das Wesentliche gleich im Titel und in der Zueignung zur zweiten Auflage. Er schreibt ein „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart [...]“. Die Widmung „Seiner Churfürstlichen Durchlaucht von Sachsen [...]“ erläutert, wo die hochdeutsche Mundart zu finden sei: „Ew. Churfürstl. Durchlaucht beherrschen diejenigen glücklichen Staaten, in welchen die hochdeutsche Mundart gebildet und ausgebildet worden, und aus welchen sich selbige als die höhere Schriftsprache über das ganze aufgeklärte Deutschland verbreitet hat“<sup>147</sup>. In der Vorrede zum „Umständlichen Lehrgebäude der Deutschen Sprache [...]“<sup>148</sup> spezifizierte er weiter, daß das „gute und richtige Hochdeutsch“ sich aus dem „Hochdeutschen Sprachgebrauche“ ableiten müsse, „d.i. aus dem Sprachgebrauche der südlichen Chursächsischen Lande, welche das Vaterland der Hochdeutschen Mundart sind, wo sie (verstehet sich von selbst unter den obern Classen,) noch so rein gesprochen wird [...]“<sup>149</sup>. Der eingeklammerte Satz ist in diesem Fall der weiterführende: Er schränkt die vorbildliche Sprache soziologisch ein. Eine Entschuldigung dafür, daß „provinzieller“ und „niedriger“ Wortschatz in seinem Wörterbuch dennoch auftaucht, gibt Adelung in der Vorrede zur zweiten Auflage (1793): „Manche provinzielle oder unrichtig gebildete Wörter kommen bey sonst guten Schriftstellern vor, und konnten daher nicht übergangen werden, wäre es auch nur, ihre Mängel zu zeigen. Eine große Menge sonst niedriger Wörter ist für die niedrig-komische Schreibar brauchbar, und hatte also ein gegründetes Recht gleichfalls aufgeführt zu werden“<sup>150</sup> – doch nur unter der Voraussetzung, daß diese Wörter als solche gezeichnet würden, ist zu ergänzen. Campe setzte die Akzente in einem Punkte anders. Die „allgemeine Deutsche Sprache“ ist für ihn ein „Aushub aus allen Mundarten“;

<sup>144</sup> „Vorrede“ Bl. \*\*7<sup>v</sup>.

<sup>145</sup> a.a.O.

<sup>146</sup> a.a.O. – Gottsched stellte später fest: „Steinbach will alles nach der schlesischen Mundart einrichten [...]“ s. S. 102. Der Basler Professor Johann Jacob Spreng polemisierte 1743 gegen beide, gegen den „[...] eklen Schlesier oder Sachsen, der seine Mundart Anders zur Richtschnur aufdrängen will [...]“. Zitiert bei Adolf Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Heilbronn 1888, S. 395.

<sup>147</sup> Bl. a4<sup>r</sup>. Länger ausgeführt mit dem Versuch einer historischen Herleitung ist das in der Vorrede zur 1. Auflage, 1. Bd. 1774, S. VIII–XII; z.B. S. IX: „Die heutige obersächsische Mundart, welche der Grund der hochdeutschen ist [...]“

<sup>148</sup> [...] zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Leipzig 1782.

<sup>149</sup> Zitiert nach M. H. Jellinek, Geschichte d. nhd. Grammatik, 1. Halbbd., S. 361f. – Daß Adelung sich gelegentlich widerspricht und die Hochsprache als ein Extrakt aus allen Provinzen hinstellt, legt Jellinek a.a.O. S. 363 dar.

<sup>150</sup> „Vorrede“ S. IV.